Predigten.

W. J. Kavanagh.

3. 4r Bd.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Mit Verzweiflung im Herzen trat Mrs. Scot in das stille Zimmer, in welchem sie John vor einer Stunde, Rechnungen schreibend, gefunden hatte. So war es denn vorüber! Das große, angenehme, reiche Carnoosie, wo Geld so leicht zu haben, wo das Leben so gut und reichlich war, das Land Canaan, das nach dem langen Fasten in der Wüste doppelt süß gewesen (Mrs. Scot hatte in ihrem Leben nicht lauter Glück gekannt), war erschöpft, Mrs. Scot mußte sich in eine andere Gegend wenden und sich eine neue Heimath suchen. Sie hatte sich Geld gespart, aber das Kapital war nicht groß genug, als daß ihr die Zinsen Wohnung, Kost und Lohn in Carnoosie ersetzt hätten. Mrs. Scot haßte kleine Häuser mit ihren gemeinen kleinen Gärten, Scheuerfrauen und ihre diebische Art und Weise. Sie bedurfte hoher Decken, breiter Treppen und der Unabhängigkeit des Reichthums um sich her. Sie bedurfte eines Dienertrosses, der ihren Befehlen gehorchte, Männer und Frauen, die zitterten, wenn sie die Stirn runzelte und auf ihr Geheiß herbeigeeilt kamen. Sie mußte Geld ausgeben können, nicht

in der jämmerlichen Weise von Schillingen und Pencen, sondern funfzig Pfund auf einmal, wenn es nöthig war. Sie mußte Kaufleute haben, die ihr den Hof machten, ihr schmeichelten und sich um eine Gunst bewarben, die sie selten erzeigte. Kurz, was Beatrice's Gemälde, Weinkeller und Gärten für Mr. Gervoise waren, das waren ihr Haus, ihre Dienerschaft und ihr Geld für die Haushälterin. Beide waren auf ihre Weise Blutegel in Menschengestalt.

Vielleicht war der bitterste Schlag von allen für Mrs. Scot der, daß sie ihr Zimmer aufgeben mußte. Sie hatte Jahre gebraucht, es in seinen jetzigen Zustand zu bringen, nicht in den der Schönheit, dagegen war sie gleichgiltig, sondern in den des Comforts. Die Teppiche, das Fußbänkchen, die Tische und Stühle waren wie für Mrs. Scot gemacht. Nie konnte sie ähnliche Meubeln finden, nie! Thränen des Kummers und der Wuth flossen über Mrs. Scot's Wangen. Einen Augenblick lang bedauerte sie, daß sie Mr. Gervoise nicht sogleich verrathen und auf Beatrice's Seite getreten war, aber der Haß erwies sich doch noch stärker wie der Eigennutz. „Nein," dachte sie und hielt im Einpacken inne, „nein, dieser häßliche Affe mit dem kleinen Gesichte, lieber zehnmal darben, als mich ihr unterwerfen, aber ich will es ihm schon heimzahlen, das will ich, diesem gemeinen, jämmerlichen Schurken."

In dieser Stimmung packte sie ein. Aber ach! wenn auch Mrs. Scot eine wohlgefüllte Börse mit-

nehmen konnte, sie konnte doch ihr Zimmer, ihre Stühle, alle die Comforts und Carnoosie selbst nicht einpacken. Diese geliebten Schätze mußte sie zurücklassen, komme was da wolle. Thränen des Aergers und Verdrusses trübten ihre Augen; dann setzte sie sich als praktische Frau eine Weile ruhig hin und überlegte ihre Pläne. Ein Kopfnicken zeigte, daß Mrs. Scot zu einem befriedigenden Schlusse gekommen war. Sie stand auf, schloß ihre Koffer und Kisten zu und warf noch einen letzten Blick auf ihr Zimmer. Sie dachte nicht daran, wie leicht und ruhig ihr Leben hätte sein können, sobald sie sich als treue, oder wenigstens als respektvolle Dienerin bewiesen; sie dachte nur daran, daß Beatrice und Mr. Gordon sich verbunden hätten, um sie aus dem Haus zu werfen, und sie schwur, daß Beide für dieses Vergehen büßen sollten.

Es war fünf Uhr, als Mrs. Scot Carnoosie durch die Hauptthür verließ. Auf der Treppe und am Thore fand sie die Dienerschaft mit unverschämten Gesichtern ihrer harrend, auf denen unverkennbares Entzücken leuchtete. Mrs. Scot war der Schrecken der Hausmägde gewesen und hatte manchen heftigen Kampf mit den männlichen Gliedern des Haushalts gehabt. Jetzt war die Stunde ihres Triumphs gekommen, und da die Rache für alle Stufen der Gesellschaft süß ist, für Mrs. Scot's Opfer eben so gut wie für Mrs. Scot selbst, so dürfen wir uns über die Eskorte nicht wundern, die sie jetzt hinausbeglei-

tete. Seid versichert, daß sie es verdiente; obgleich es jedenfalls nicht edelmüthig war, so hat sie es doch durch Jahre des kleinlichen Despotismus und der niedrigen Tyrannei verdient, welche durch die Demüthigung der fünf Minuten von der Hausthür bis zum Thor, kaum aufgewogen werden. Als Mrs. Scot dieses überschritten hatte und auf der Straße stand, erhob sich ein halblautes, höhnendes Freudengeschrei hinter ihr. Sie drehte sich um und schüttelte die Faust; sie lachten verächtlich; aber wer weiß, vielleicht galt die Drohung gar nicht ihnen, vielleicht galt sie den rothen Mauern, vor denen sie standen, dem Carnoosie, das sie haßte, seitdem es für sie verloren war.

In dieser Stimmung ging Mrs. Scot in den Gasthof des Dorfes, den „George". Der Wirth war einer von Mrs. Scot's wenigen Günstlingen gewesen, und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ihr jetzt, wo sie keine Macht mehr besaß, ihm zu dienen, nicht den Rücken wendete. Er gab Mrs. Scot sein bestes Zimmer und war auf ihr Verlangen bereit, ihr Gepäck holen zu lassen.

„Und, Mr. Brown, ich gehe jetzt auf ein Weilchen aus und würde mich freuen, wenn ich bei meiner Rückkehr etwas zu genießen vorfände."

„Wir haben Schinken mit Eiern und eine kalte Hammelkeule mit Gemüse," erwiederte Mr. Brown triumphirend.

Mrs. Scot's Herz schwoll von Bitterkeit und Galle.

Das war also das Beste, was Mr. Brown hatte und was kein Küchenmädchen in Carnoosie anzurühren sich herabgelassen haben würde. Die Erinnerung an M. Panel's französische Gerichte, die so mild und doch so gewürzig waren, an seine delikaten Suppen und Fricassées überkam sie; aber Mrs. Scot besaß Energie, Stolz und Willenskraft, sie verschmähte es, ihr Bedauern über die Fleischtöpfe Aegyptens zu zeigen, deshalb lächelte sie auf ihre finstere Weise und sagte:

„Ich liebe Eier und Schinken sehr, Mr. Brown. Und jetzt gehe ich, wie ich schon sagte, auf kurze Zeit aus."

Sie ging. Ihr Weg führte sie durch den Wald, der jetzt in sommerlicher Schönheit prangte. Aber darauf waren Mrs. Scot's Gedanken nicht gerichtet. Was gingen Mrs. Scot in ihrer jetzigen Stimmung die Bäume mit ihrem Grün, die Natur mit ihren Reizen an? Der kürzeste Pfad, der, welcher sie am schnellsten zur Rache führte, war der angenehmste für Mrs. Scot. Sie ging weiter, bis der Wald hinter ihr lag und sie die offene Ebene erreicht hatte. Reich war das Land, das sich um Carnoosie ausbreitete, zahlreiche üppige Kornfelder und Obstgärten nannten Beatrice ihre Herrin. Aber gerade in der Mitte dieses schönen Landstriches lag die kleine, grüne Insel, die Antony sein Eigenthum nannte, und wieder in der Mitte derselben stand das Haus, das die Stones gemiethet hatten. Unter den Mauern desselben strömte derselbe kleine, klare Fluß, der Beatrice's Park durch-

schnitt und an dem sie so oft saß, von Gilbert und der schönen, quälenden Vergangenheit träumend. Zu diesem Landhaus lenkte Mrs. Scot ihre Schritte, ein freundlich aussehender Diener ließ sie ein und fragte nach ihrem Namen und ihrem Begehr.

„Ich bin Mrs. Scot, die Haushälterin von Carnoosie, und komme, um mit Mr. Stone in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.“

So antwortete Mrs. Scot, denn sie gehörte nicht zu denen, die ihren Namen verbergen oder auf den Busch schlagen. Der freundliche Diener ging hinein, richtete ihre Botschaft aus, und Mr. Stone kam sogleich heraus.

Dieser Herr sah nicht aus wie Einer, der der Warnung bedürfe. In das runzlige Gesicht hatten Nachdenken, Sorgen und Welterfahrung tiefe Furchen gezogen. Die kleinen Augen, die lange, eckige Nase, die dünnen, zusammengepreßten Lippen drückten Klugheit aus, wenn anders die Physiognomie wirklich eine Sprache hat.

Mrs. Scot betrachtete diesen weltlichaussehenden Herrn mit zweifelhaften Blicken und fing vorsichtig an:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mir die Freiheit nehme, Sir, aber ich komme in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Nicht Ursache — nicht Ursache,“ war Mr. Stone's Antwort.

„Ich war bis heute früh Mr. Gervoise's Wirthschafterin, Sir,“ fuhr Mrs. Scot fort. „Wäre ich in

Carnoosie geblieben, so glaube ich kaum, daß ich heute Abend hierher gekommen sein würde; aber ich habe den Ort verlassen und das Reden wird mir zur Gewissenssache.“

Sie sah ihn fest an, aber Mr. Stone's Gesicht blieb undurchdringlich kalt.

„Sie haben eine Tochter, Sir,“ sagte Mrs. Scot, „eine sehr hübsche Tochter, die wahrscheinlich auch reich ist und ich weiß Jemand, der sie haben will und ihr Schlingen legt. Sehen Sie sich vor, Sir, einen schlechteren Mann, eine vollkommnere Schlange, giebt es nicht. Sehen Sie sich vor, Sir!“

Mrs. Scot sprach sehr leidenschaftlich, denn sie vergaß Alles, ausgenommen ihr eigenes Gefühl der Beleidigung. Ihre Hände zuckten nervös, ihre Augen glühten, und Mr. Stone sah sie mit verächtlicher Beobachtung an.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie sich diese Mühe nehmen,“ sagte er lächelnd.

„Aber Sie glauben mir nicht,“ erwiederte Mrs. Scot rasch, „Sie glauben mir nicht. Nun, ich kann Ihnen Alles sagen, was zwischen Ihnen und ihm vorgefallen ist. Ich kenne ihn, ich kenne ihn, diese Schlange! Er hat Ihnen gesagt, er wolle nicht, daß sein jüngerer Sohn schon heirathen solle, glauben Sie es nicht — Vater und Sohn haben ein Complott gegen Sie geschmiedet. Er hat ihnen erzählt, Miß Beatrice sei wahnsinnig, oder doch auf dem Punkte, es zu werden. Glauben Sie es nicht; sie hat ihre

fünf Sinne beisammen, so gut wie Sie und ich. Er hat Ihnen erzählt, daß er und sein Sohn reich wären; sie sind so arm wie die Kirchenmäuse und eben so kriechend und gemein. Er hat Ihnen erzählt, daß wenn Miß Beatrice in Gewahrsam gebracht würde, sein Sohn Antony die Besitzung bekäme — glauben Sie es nicht, er ist blos ein sehr entfernter Cousin von ihr, und es ist ein gesetzlicher Erbe da, der irgendwo in Devonshire lebt. Glauben Sie unbedingt das Gegentheil von Allem, was er sagt. Wenn er von Grafen und Edelleuten spricht, so seien Sie überzeugt, daß er von sehr geringer Herkunft ist. Glauben Sie von Allem, was er sagt, das Gegentheil. Er wurde mit einer Lüge im Munde geboren und wird mit einer Lüge auf den Lippen sterben."

Mrs. Scot sprach rasch und geläufig. Sie war sehr schlau und scharfsichtig und kannte alle Fehler ihres Herrn auswendig. Sie wußte so genau, als ob sie es selbst gehört hatte, Alles, was er gesagt haben mußte, um einen Mann von Mr. Stone's Charakter und Temperament in Versuchung zu führen. Die dreifache Lockspeise vornehmer Abkunft, des Geldes und Grundbesitzes hatte nicht fehlen dürfen. Aber zum Unglück für Mrs. Scot kannte sie die Wahrheit gar zu gut. Sie sagte so vollständig fast Alles, was Mr. Gervoise gesagt hatte, daß für den Zweifel kein Raum blieb. Sie leugnete auf diese Weise blos, was er behauptet hatte, aber in der Heftigkeit ihres Aergers und in der rachsüchtigen Eile gab sie keinen

Schlüssel zu seinen Reden — sie warf kein neues Licht darauf.

Mr. Stone sah in ihr das, was sie war — eine rachsüchtige, entlassene Dienerin, aber er sah nicht die Fackel der Göttin Wahrheit, die in der Hand dieser dienenden Nemesis brannte. Er betrachtete ihre Handlung nur von der alltäglichen, häßlichen Seite. Kein Vorgefühl warnte ihn, daß dies vielleicht der Wendepunkt seines Schicksals sein könne. Er lächelte wieder.

„Meine gute Frau,“ sagte er mit augenscheinlicher Herablassung, „Sie kommen zu spät, obgleich ich nicht glaube, daß es viel Unterschied gemacht haben würde, wenn Sie früher gekommen wären; Mr. Gervoise hat mir vor einer Stunde über Sie geschrieben.“

„Nun, und was hat er von mir gesagt?“ fragte sie trotzig.

Mr. Stone zog einen Brief aus seiner Tasche und gab ihn ihr in die Hand. Er war von Mr. Gervoise, an Mr. Stone adressirt und lautete:

„Mein lieber Sir. — Meine liebenswürdige, wenn auch veränderliche Stieftochter hat eine Unannehmlichkeit mit einer alten und sehr geschätzten Dienerin von uns, der Haushälterin Mrs. Scot gehabt. Natürlich hat die Dienerin geopfert werden müssen. Es giebt Fälle, in denen es zu hart ist, gerecht zu sein. Nichtsdestoweniger empfinden Mrs. Gervoise und ich dies als eine sehr schwere Prüfung. Eine bessere, treuere und anhänglichere Dienerin haben wir nie gehabt. Wir sind natürlich bereit, jede pe-

kuniäre Entschädigung zu leisten, die der Fall erfordert; Mrs. Scot ist jedoch zu thätig, um sich mit Pension zur Ruhe zu setzen. Wenn Sie dieselbe daher empfehlen könnten, würden Sie unendlich verbinden

„Ihren treuen Diener
„A. Gervoise."

Mrs. Scot wurde ganz irre, als sie diese blühende Lobrede auf sich las. Sie durchschaute nicht sogleich den Beweggrund, der sie diktirt hatte. Mr. Stone klärte sie auf.

„Ich denke, das genügt, Mrs. Scot," sagte er. „Ich glaube, ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welchen Werth ich auf Ihren Besuch hier setze und welches Vertrauen ich auf Ihren Rath lege."

Der Blick aus Mr. Stone's kleinen schlauen Augen drückte so viel Belustigung über ihre Niederlage aus, daß Mrs. Scot ihre Heftigkeit nicht beherrschen konnte.

„Lassen Sie sich von ihm zum Besten haben," sagte sie mit den Zähnen knirschend, „lassen Sie sich von ihm zum Besten haben und erinnern Sie sich meiner Warnung, wenn es zu spät ist. Weshalb bin ich hierher gekommen? Habe ich Geld von Ihnen verlangt? — Weshalb bin ich hierher gekommen?

„Sie kamen aus Rache, Mrs. Scot," erwiederte Mr. Stone lächelnd, „und Mr. Gervoise ist der gutmüthigste Mann, den ich je gekannt habe; so ist es."

„O! Sie halten ihn für gutmüthig, thun Sie das?" sagte Mrs. Scot, sich nach der Thür wendend,

„nun, Sir, dann bin ich wenigstens an Ihnen gerächt, das ist Alles,"

Mr. Stone ließ sich nicht herab, ihren unverschämten Ton übelzunehmen. Es war nur eine neue Scene von den wechselnden Scenen der Welt und sie belustigte ihn. Ein schweres Buch lag auf dem Tisch, und Mrs. Scot sehnte sich darnach, es ihm vor Wuth über ihre Niederlage an den Kopf werfen zu können. Der Brief hatte sie vernichtet. Was konnte sie sagen? Die Wahrheit desselben leugnen? Unmöglich! Eine so verständige Sprache für Malice auslegen! Das hätte lächerlich geklungen! Das war allerdings ein Fallstrick, den sie nicht vorher gesehen. Mr. Stone bemerkte ihren Aerger und ihre Verlegenheit und lächelte über Beides. Der arme Mann, er glaubte nur ein Zuschauer bei diesem Drama zu sein und ahnte nicht, daß er selbst der Hauptakteur sei. So ist es auf der Bühne des Lebens. Wir spielen unsere Rolle um so besser, als wir es selber gar nicht wissen. Wir sind unbewußt entweder lächerlich oder erhaben, und erst wenn das Schauspiel halb vorüber ist, wenn unsre Herzen vor Kummer gebrochen und unsre Tage durch Widerwärtigkeiten verkürzt sind, wird es uns klar, daß, als wir uns selbst noch für ganz frei hielten, wir schon tief darin staken, Sclaven und Opfer des unglücklichen Spieles waren.

Mr. Stone's Hand ruhte schon auf dem Thürschloß zu dem Zimmer seiner Tochter, als die Thür,

durch welche Mrs. Scot verschwunden war, sich wieder öffnete und sie auf der Schwelle erschien.

„Ich kann Ihnen Vielerlei erzählen," sagte sie, ohne näher zu treten — „bedenken Sie wohl, ich kann Ihnen Vielerlei erzählen."

Sie stand dort wie ein finsterer Geist, der in's Zimmer gerufen zu werden erwartet, aber Mr. Stone sah aus, als ob er es überdrüssig sei, und sagte kurz:

„Es ist gut — es ist gut, wir haben genug davon gehabt, Mrs. Scot."

Die Thür schloß sich hinter Mrs. Scot und diesmal kam sie nicht zurück.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Miß Stone war nicht mehr im Wohnzimmer, als ihr Vater in dasselbe trat. Er wunderte sich nicht darüber. Rosy liebte den Garten sehr und wanderte oft allein über seine Grenzen hinaus bis in den Park oder Wald von Carnoosie. Die Umgegend war sicher, wie ihm Mr. Carnoosie versichert hatte, und Mr. Stone hatte nichts bemerkt, was ihn daran hätte zweifeln lassen. Seine Unterredung mit Mrs. Scot hatte Mr. Stone sehr durstig gemacht; dazu war der Abend sehr schwül; der Diener hatte das Theezeug noch nicht weggeräumt, so goß er sich denn noch eine Tasse Thee ein. Aber Mr. Stone sollte seinen Thee heute Abend nicht

in Ruhe trinken. Kaum hatte er die Tasse an die Lippen gesetzt, als der sanftaussehende Diener Mr. Gervoise anmeldete.

Dieser trat, sehr erhitzt und ermüdet aussehend, herein und warf sich athemlos in einen Lehnstuhl.

„Sind Sie nicht wohl, Mr. Gervoise?" fragte Mr. Stone, „wollen Sie etwas Thee haben?"

„Thee? O nein, ich danke Ihnen, Thee regt mich so auf! — Ich bin nicht krank, danke verbindlichst, nur ein wenig erhitzt. Der Umstand ist der," fügte Mr. Gervoise klagend hinzu, „ich kann nicht über die Trennung der armen Mrs. Scot hinwegkommen. Sie ging diesen Nachmittag fort, und ich fürchte, sie war beleidigt — ich fürchte, sie war es. Sehen Sie, es that der armen Seele weh, daß sie Beatrice's Launen geopfert wurde. Was sollten wir aber machen? Beatrice, ein einziges Kind, ein aufgeregtes Mädchen — nein, wir konnten Mrs. Scot nicht behalten. Und doch, Mr. Stone, Sie können sich nicht vorstellen, was für ein gutes, treues, ehrliches Geschöpf diese Mrs. Scot stets gewesen ist. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Beispiel davon zu erzählen: Vor zwei Jahren ungefähr hatte ich einen Proceß mit einem Pächter, Namens Robinson. Dieser Mann versuchte Mrs. Scot zu bestechen, er bot ihr eine goldene Uhr, wenn sie ihm hinterbrächte, was er wissen wollte. Mrs. Scot schlug es aus, Sir, sie schlug es rund aus, Denken Sie, eine goldene Uhr, Sir."

„Und Sie erfuhren dies aus authentischer Quelle, natürlich?“ fragte Mr. Stone.

„Aus der besten Quelle, Sir; Mrs. Scot erzählte es mir selbst.“

Mr. Stone trank schweigend seinen Thee. Sollte er diesem sanften, guten Mann die schwarze Seele der Mrs. Scot entschleiern? oder ihn in der angenehmen Täuschung lassen? Er entschloß sich zu ersterem, und da er nicht im Stande war, seine Verachtung gegen eine so hartnäckige Blindheit ganz zu unterdrücken, so sagte er ziemlich ironisch:

„Natürlich hegen Sie keinen Zweifel an der tiefen und aufrichtigen Anhänglichkeit der Mrs. Scot gegen Sie.“

„Zweifel!“ rief Mr. Gervoise und riß die Augen weit auf, „o, natürlich nicht!“

Mr. Stone steckte die Hände in die Taschen, lehnte sich im Stuhle zurück und heftete seine schlauen Augen auf Mr. Gervoise.

„Mrs. Scot war so eben hier,“ sagte er, „und sie kam, die ganze Sache verdrehend, um ihren gewesenen Herrn zu verleumden.“

Mr. Gervoise öffnete die Lippen, konnte aber vor Staunen nicht sogleich sprechen.

„Mich zu verleumden?“ fragte er endlich.

„O, das machen die Dienstleute manchmal so,“ erwiederte Mr. Stone mit leisem, bezeichnenden Lachen; „nun, ich will Ihnen den Charakter nicht schildern, den Mrs. Scot Ihnen angedichtet hat, es war gerade

kein schmeichelhafter und hat meine Meinung von ihr nicht erhöht. Mrs. Scot ist eine Betrügerin!"

„Mr. Stone, ich bin athemlos vor Erstaunen!" rief Mr. Gervoise aus. „Was kann die arme Mrs. Scot gesagt oder gethan haben, daß Sie so streng gegen sie sind?"

„Die arme Mrs. Scot, wahrhaftig! Ich sage Ihnen, sie ist eine nichtswürdige Person, eine undankbare, gehässige Person. Verlassen Sie sich auf mich, Mr. Gervoise, ich habe nicht, wie Sie, in Zurückgezogenheit gelebt. Ich bin ein alter Mann, der die Welt kennen gelernt hat."

„Nun, ja, das ist sehr wahr," seufzte Mr. Gervoise, „und wirklich, Mr. Stone, ich habe das größte Vertrauen zu Ihrem Urtheil; nur kann ich nicht — ich kann wirklich das Alles nicht begreifen, in Bezug auf die arme Mrs. Scot — ich kann es wirklich nicht."

„Mr. Gervoise, ich sage Ihnen, die arme Mrs. Scot hat Sie hintergangen. Sie hat Ihnen ein Märchen von dem Robinson und der goldenen Uhr erzählt und Sie haben ihr geglaubt, aber ich wiederhole es, sie ist eine Betrügerin und ist es stets gewesen!"

Mr. Gervoise's unglückliche Miene brachte Mr. Stone zum Lachen.

„Sie kennen die Welt nicht, lieber Sir," sagte er freundlich, „Sie kennen die Welt nicht."

„Ich bitte um Verzeihung, Mr. Stone," erwiederte Mr. Gervoise etwas mürrisch, „ich kenne die Welt wohl, aber Mrs. Scot ist nicht die Welt, wie?"

„Gewiß nicht! — gewiß nicht."

„Und ich kann nicht umhin, zu denken, daß Sie sich über die arme Mrs. Scot irren!" behauptete der gute Mann. „Ich habe nie etwas Aehnliches bei ihr entdeckt — nie!"

„Das glaube ich gern."

„Und ich habe stets dafür gegolten, daß ich viel Scharfblick besitze," fuhr Mr. Gervoise fort, „und viel Menschenkenntniß, Mr. Stone."

Mr. Stone kostete es viel Ueberwindung bei dieser absurden Behauptung nicht zu lachen, aber der Anstand ließ ihn schweigen, denn sein „ganz recht" war eigentlich keine Antwort.

„Und Alles in Allem," schloß Mr. Gervoise triumphirend, „denke ich, Sie haben sich in Bezug auf Mrs. Scot vollständig geirrt."

Wenn Mr. Gervoise durch diese hartnäckige Versicherung von Mrs. Scot's Unschuld, erfahren wollte, was Mrs. Scot über ihn gesagt hatte, so täuschte er sich. Mr. Stone wurde durch die ganze Sache sehr gelangweilt. Eine Seite von Mr. Gervoise's Charakter hatte er allerdings von Anfang an durchschaut und die war, daß Mr. Gervoise ein schrecklich langweiliger, lästiger Mensch sei. So hielt er ihn, leider! zwar für eine Art von gutem, dummen Mann, aber, so dick war die Binde, welche Mr. Gervoise um seine schlauen, weltlichen Augen zu legen verstanden hatte, auch für einen von den Menschen, die kluge Leute von

sich fern halten müssen, selbst wenn sie sie dann und wann gebrauchen können.

Als Mr. Gervoise sah, daß er nichts erfahren konnte, wechselte er das Thema.

„Es hört uns Niemand," flüsterte er, „nicht wahr, Mr. Stone?"

„Kein Mensch," entgegnete dieser, der über Gervoise's geheimnißvolle Mienen ziemlich überrascht war.

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich das Fenster zumache?" fuhr Mr. Gervoise fort.

Mr. Stone hatte nichts dagegen und so wurde das Fenster geschlossen. Mr. Gervoise zog seinen Stuhl neben den des Mr. Stone und sagte vertraulich:

„Ich bin in einer Verlegenheit."

Da es nun ungefähr das zehnte Mal seit Eröffnung ihrer Bekanntschaft war, daß Mr. Gervoise mit dieser ominösen Erklärung zu ihm gekommen, und ungefähr das zehnte Mal, daß Mr. Stone ihn aus der beklagenswerthen Lage hatte reißen müssen, obgleich Mr. Gervoise's Verlegenheiten entschieden sehr leichter Art waren, so zeigte Mr. Stone keinen außerordentlichen Antheil, sondern fragte blos:

„Wie so?"

„Ueber das Kind!" So nannte Mr. Gervoise zärtlicherweise Beatricen stets, wenn er mit Mr. Stone von ihr sprach. „Es wird immer schlechter mit ihr," flüsterte er und zeigte auf seine Stirn, „und ich kann nicht zugeben, daß Antony sie heirathet, nicht wahr?"

„Und besteht Ihr Sohn, seit er dies weiß, noch darauf?“

„Er verschließt seine Augen dagegen — er sieht und glaubt nichts.“

„Und Sie halten sie wirklich für gestört?“ sagte Mr. Stone lächelnd.

„Halten! Ich bin leider davon überzeugt. Erinnern Sie sich alles dessen, was ich Ihnen über diesen Gegenstand erzählt habe?“

„Ja, Sie haben manches der Art erwähnt.“

„Ihre neue Grille ist jetzt eine wahnsinnige Eifersucht auf Antony, wozu ihr der arme Junge gar keinen Grund giebt. Sie will ihm die Augen auskratzen, sobald er nur ein anderes Mädchen ansieht, und kürzlich gab es eine Scene, weil er Miß Stone für hübsch erklärte.“

„Ich wußte nicht, daß er sie gesehen hat,“ sagte Mr. Stone trocken.

„Nun, ich bin auch nicht gewiß, ob dies der Fall gewesen, aber er ist ein pures Kind und schwatzt gern und jetzt ist er nach Carnoosie zurückgekommen; ich möchte sie gern trennen, aber wie soll ich das machen, Mr. Stone?“

„Nichts scheint mir leichter — sie wohnen Beide unter einem Dache — lassen Sie eins von Beiden fortgehen.“

Aber Mr. Gervoise konnte das durchaus nicht bewerkstelligen.

„Können Sie nicht irgend einen Grund erfinden, der Ihren Sohn zur Abreise zwingt?"

„Nein, Mr. Stone, das kann ich nicht. Ich besitze viel Einsicht und Scharfsinn und alles das; aber ich bin ein vollständiger Dummkopf, wenn es sich um's Erfinden handelt, ich kann — es — nicht"

Mr. Stone lächelte wohlwollend, die Hände noch immer in die Taschen gesteckt.

„Nun dann," sagte er, „erfinden Sie nichts; lassen Sie Mrs. Gervoise einen Aufenthalt an der Seeküste verordnen und reisen Sie mit ihr und Miß Gordon fort."

Mr. Gervoise's Augen sprühten und er rieb sich voller Freude die Hände.

„Vortrefflich!" sagte er, „das ist das Rechte. Ich will es sogleich thun. Ich werde Mrs. Gervoise den Aufenthalt an der Seeküste verordnen lassen — ganz bewundernswürdig — und das Kind mitnehmen. Ich bin Ihnen so sehr verbunden!"

Er war wirklich Mr. Stone sehr verbunden und schüttelte ihm freundschaftlich die Hand.

„Wollen wir in den Garten gehen," sagte Mr. Stone, „und Rosy aufsuchen?"

„Nein, ich danke Ihnen, ich muß nach Hause gehen und Ihren schätzbaren Plan der Mrs. Gervoise mittheilen, ohne deren Rath ich nie etwas unternehme. Gute Nacht und Lebewohl, Mr. Stone, denn ich möchte Sie vielleicht vor der Abreise nicht mehr sehen. Ich bin Ihnen so sehr verbunden."

Es lag in dem Ton des Mr. Gervoise etwas, was wie leise Ironie klang und Mr. Stone erschreckte. Er sah ihn scharf an, aber es war dunkel im Zimmer. Das Gesicht des Mr. Gervoise lieferte ihm keinen Schlüssel und dieser aufblitzende Lichtstrahl hinterließ keine Spur; Mr. Gervoise blieb für ihn ein einfacher, dummer, guter Mann, der, anstatt seine gestörte Stieftochter in Gewahrsam zu bringen, sie durch Nachgeben gegen ihre Launen an den Rand des Abgrundes brachte, und Antony Gervoise war ihm ein thörichter junger Mensch, der ein wahnsinniges Mädchen um ihres Gesichtes willen heirathen wollte. Mit diesem bethörten Glauben an die Gefahr Anderer und seine eigene Sicherheit, begleitete Mr. Stone seinen Gast bis an die Thür und rief seine Tochter aus dem Garten herein.

Es dauerte einige Zeit, bis Rosy gefunden wurde; endlich kam sie, und während Mr. Gervoise nach Hause ging, um seine Frau zu Rathe zu ziehen — ohne deren Rath er nie etwas that — hörte Mr. Stone seiner Rosy zu — glückliche kleine Rosy! — die an ihrem Pianoforte wie ein Vogel schmetterte. Singe nur, armer kleiner Vogel, singe nur, was weißt du von dem Sturm, der über dein friedliches Nest heraufzieht!

Mr. Gervoise liebte in mehr als einem Sinne die Umwege. Anstatt den Wald quer zu durchschneiden, ging er jetzt um den Rand desselben herum, und anstatt gerade auf Carnoosie los zu gehen, ging er erst

nach Doctor Rogerson's Häuschen. Das Gartenthor stand halb offen, die Hausthür war angelehnt und laute Stimmen klangen daraus hervor. Mr. Gervoise hustete leise, dann stieß er die Thür auf und sah sich höchst wohlwollend in dem unsauberen Wohnzimmer um. Mrs. Rogerson blieb erschrocken sitzen, und Doctor Rogerson, der seinen Thee trank und das kleinste Kind dabei fütterte, erröthete rosigroth und hatte, da er ein närrischer Mann war, vor Scham das Verlangen, das Kind in irgend einen Winkel zu werfen.

„Lassen Sie sich durch mich nicht stören, Doctor," sagte Mr. Gervoise freundlich, „aber wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, so kommen Sie fünf Minuten mit mir heraus, wollen Sie?"

Doctor Rogerson übergab das Kind seiner Frau, ließ seine Tasse Thee stehen und ging sogleich mit Mr. Gervoise in den Garten. Mr. Gervoise war ein vorsichtiger Mann, er wußte, daß die Wände Ohren haben, daß selbst Büsche verrätherisch sind, und er führte den Doctor Rogerson auf einen grünen, eingezäunten Platz, auf dem des Doctors Pony graste. Mr. Gervoise schenkte dem Thiere einen schlauen Blick, und da er es vermuthlich für sicher hielt, so eröffnete er das, was seinen Geist bedrückte, mit weniger Ceremonie, als ob er mit Mr. Stone gesprochen hätte.

„Doctor," sagte er, „glauben Sie nicht, daß Mrs.

Gervoise reisen sollte? Es würde ihr gut thun, nicht wahr?"

„Das würde es gewiß. Sie erinnern sich, Mr. Gervoise, ich rieth —"

„Ja, ja, ich weiß schon; aber wie gesagt, es würde ihr gut thun. Sie würden Frankreich empfehlen, nicht wahr? — sagen wir, die Küste der Normandie."

„Nein, das nicht, Mr. Gervoise. Ich glaube nicht, daß eine Seereise Mrs. Gervoise gut thun würde."

Mr. Gervoise sah ihn groß an.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß die Luft der Provinz, in der ich geboren bin, die Seeluft der Normandie, für Mrs. Gervoise nicht gut sein würde?"

„Ja, — ich fürchte wirklich, daß sie ihr nachtheilig wäre."

„Fürchten, Sir! Sie sind ein Arzt und haben keine feste Ueberzeugung?"

Der Ton, in dem Mr. Gervoise dies sagte, war grob und beschuldigend. Es war der Ton eines Mannes, der Streit anfangen will, und Doctor Rogerson bemerkte es mit heimlichem Schreck. Er sah Mr. Gervoise verlegen an und schwieg.

„Nun, Sir, wollen Sie mir eine offene Antwort geben oder nicht?" fragte Mr. Gervoise zürnend.

„Ich habe sie schon gegeben," war die sanfte Erwiederung.

Mr. Gervoise trat zwei Schritte zurück und sah ihn verächtlich an.

„Doctor Rogerson,“ sagte er, „ich frage Sie noch einmal, ob die Seeluft der Normandie nicht das Beste für Mrs. Gervoise sein wird, und bitte um Ihre offene Antwort.“

„Mr. Gervoise, ich habe Ihnen meine Ansicht gesagt und muß sie wiederholen. Mrs. Gervoise kann die Seekrankheit nicht aushalten — wie ich fürchte — wenigstens —“

„Wie Sie fürchten!“ unterbrach ihn Mr. Gervoise hitzig, „Sie sprechen im Tone des Zweifels, wo Mrs. Gervoise's Wohlfahrt auf dem Spiele steht! Sir, Sie verstehen Ihren Beruf nicht und Ihre Praxis bei Mrs. Gervoise ist zu Ende!“

Doctor Rogerson verbeugte sich.

Mr. Gervoise steckte die Hand in die Tasche.

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig, Sir?“ fragte er herrisch.

„Ich habe Mrs. Gervoise zweimal besucht, seit Sie so freundlich waren mir zwanzig Pfund zu leihen,“ fing der Doctor an.

„Dann, Sir, sind Sie mir achtzehn Pfund schuldig,“ unterbrach ihn Mr. Gervoise und sah den Doctor an, als ob er sagen wolle: „Bezahlen Sie mich augenblicklich.“

„Wenn Sie sich freundlichst der Verhältnisse erinnern wollen, Sir, unter denen Sie mir das Geld vorstreckten,“ sagte der Doctor schüchtern, „so werden

Sie einsehen, daß es nicht in meiner Gewalt steht, Sie in nächster Zeit zu bezahlen.“

Mr. Gervoise stierte in stummer Entrüstung diesen unehrenhaften Schuldner an.

„Wollen Sie damit sagen, Sir,“ fragte er endlich, „wollen Sie damit sagen, daß Sie mein Geld zurückzubehalten gedenken?“

Doctor Rogerson erhob seine Hände zum Zeichen der Verneinung.

„O, drohen sie mir nur, Sir!“ sagte Mr. Gervoise mit würdevollem Trotz. „Ich habe Ihre Verschreibung und ich werde sie benutzen, Sir, ich werde sie benutzen. Ich kenne meine Pflicht gegen die Gesellschaft und werde nicht zugeben, daß sie durch meine Schuld Ihr Opfer wird.“

„Um Himmelswillen, Mr. Gervoise, haben Sie Nachsicht mit mir,“ rief Rogerson kläglich und folgte seinem Gläubiger. „Bedenken Sie, wie offen ich Ihnen meine unglückliche Lage mitgetheilt habe, denken Sie an meine arme, kränkliche Frau.“

„Haben Sie denn an die meinige gedacht, Sir?“ fragte Mr. Gervoise. „Haben Sie nicht aus Hartnäckigkeit, aus purer Hartnäckigkeit darauf bestanden, zu sagen, die Seeluft der Normandie würde schädlich für sie sein? Nein, Sir, Sie haben kein Mitleid mit der unglücklichen Frau gehabt, erwarten Sie auch kein Mitleid von mir.“

Und ohne Doctor Rogerson Zeit zu geben, sich von seiner Verwirrung und Ueberraschung zu erholen,

ja sie auch nur in Worten auszudrücken, ging Mr. Gervoise rasch davon.

Doctor Rogerson sah ihm in stiller Verzweiflung nach. Er müßte allerdings sehr blind und stumpf gewesen sein, wenn er nicht begriffen, wie und worin er gefehlt, aber diese Kenntniß besserte nichts und machte sein Elend nur noch gewisser. Blaß wie ein Gespenst und an allen Gliedern zitternd, ging er in das Wohnzimmer zurück, wo Mrs. Rogerson seiner wartete, sich in rosigen Träumen einer weiteren Zwanzigpfundnote ergehend, die dieser wohlwollend aussehende Herr freiwillig dargeliehen.

„Wenn Doctor Rogerson nur klug genug ist, sie zu nehmen,“ dachte sie.

Jetzt trat der Doctor herein, blaß wie ein Gespenst, wie wir schon sagten, aber im Zimmer war es beinahe dunkel geworden und Mrs. Rogerson sah und ahnte nichts, denn sie sagte:

„Lieber Mann, glaubst Du nicht, daß Du Dir noch etwas mehr von Mr. Gervoise leihen könntest? Zwanzig Pfund genügen nicht, durchaus nicht.“

Doctor Rogerson warf sich auf einen Stuhl und stöhnte.

„Wir sind Alle ruinirt, Mary, es ist vollständig um uns geschehen.“

Mrs. Rogerson stand sogleich erschrocken auf und ging zu ihrem Manne.

„Was giebt's, Edward?“ fragte sie mit erschrockenem Flüstern? „Was kann es sein?“

„Er will das Geld zurück haben, wir sind gänzlich ruinirt.“

„Aber Du kannst es nicht geben, Edward, Du kannst nicht. Sage ihm das.“

„Ich habe es ihm gesagt, aber er hat eine Verschreibung von mir, und ich versichere Dir, wir sind ruinirt.“

Es ist stets schwer, ein Weib zu täuschen, noch schwerer aber, seine eigene Frau zu täuschen.

Mrs. Rogerson sah, daß noch etwas bei der Sache wäre, was ihr ihr Mann nicht erzählte. Sie nahm ihn am Arme und führte ihn aus dem Wohnzimmer, wo die Kinder mitten im Spiel inne gehalten hatten, um ihren Eltern zuzusehen und zuzuhören.

„Ned, was ist geschehen?“ fragte sie, als sie vor dem Hause in dem kleinen blühenden Garten standen. „Was kannst Du Mr. Gervoise zu Leide gethan haben?‘

„Mary, ich habe ihm nichts zu Leide gethan, aber er wollte, daß ich seiner Frau Seeluft und den Aufenthalt in der Normandie verordnete, und ich that es nicht.“

„Gott stehe mir bei! Doctor Rogerson, wie konntest Du so handeln? Was hätte es denn geschadet, wenn Du Mrs. Gervoise Seeluft und den Aufenthalt in der Normandie verordnet hättest? Die arme Frau! Ich glaube sogar, daß ihr eine Veränderung recht gut thun würde. Und daß Du unsere Wohlfahrt um einer solchen Kleinigkeit willen auf's Spiel setzest. Ich wundere mich über Dich.“

„Liebe Frau, es ist keine Kleinigkeit. Mr. Gervoise frug mich um meine Ansicht und ich gab sie ihm. Ich glaube, daß eine Seereise Mrs. Gervoise schaden würde."

„Aber, lieber Mann, wie kannst Du das genau wissen? Und in einem zweifelhaften Falle könntest Du doch zu unserem Nutzen sprechen."

„Liebe Frau, ich hatte keine Ahnung, daß Mr. Gervoise eine Reise für seine Gattin wünschte. Er wählt gewöhnlich einen Umweg, wenn er sein Ziel erreichen oder seine Meinung sagen will, aber diesmal ging er gerade aus."

„Natürlich that er das. Du bildest Dir blos ein, daß er Umwege macht. Warum sollte er auch?"

„Mary, wende Dich nicht gegen mich. Ich kann es nicht ertragen. Ich sage Dir, Mr. Gervoise wollte sich mit mir zanken und mich ruiniren, und ich hätte es nicht vermeiden können."

Aber Mrs. Rogerson war zu schlau, um eine so begrenzte Ansicht von der Sache zu haben.

„Unsinn!" rief sie entschieden. „Ich wende mich nicht gegen Dich, lieber Edward, und Mr. Gervoise will Dich nicht ruiniren; aber er will, daß Du seine Frau nach Frankreich schicken sollst und Du wolltest nicht und darüber wurde er ärgerlich. Reiche Leute wollen auf den ersten Wink verstanden sein und ich darf wohl sagen, Du hast ihn auf Deine tölpische Weise gezwungen, offen zu sprechen, statt sogleich seine Absicht zu begreifen."

„Aber, liebes Kind, ich konnte das nicht thun. Eine Seereise —“

„Nun, Doctor Rogerson, sage mir nicht, daß eine Seereise Jemandem schaden könnte. Ich wünschte, es würde mir eine verordnet, und die Normandie, und die Seeluft,“ fügte sie seufzend hinzu.

Doctor Rogerson seufzte auch. Die schwere Bürde seiner Sorgen, die eine Weile von seinen Schultern genommen worden war, fiel jetzt mit zehnfacher Gewalt wieder darauf nieder. Er liebte Frau und Kinder zärtlich; aber ach! wie sehr sehnte er sich darnach, in dem Bette des kleinen Flusses zu schlafen, den er in der Stille des Abends murmeln hörte! Solche Gedanken lasteten nicht auf Mrs. Rogerson's Gemüthe. Sie sah schwächlich aus, aber sie besaß zehnmal mehr Energie, wie ihr Mann, und sie hatte blos einen Gedanken jetzt, in dieser dringenden Gefahr einen sehr praktischen, und der war, wie sie am besten der Gefahr entrinnen möchten, die ihnen drohte.

„Doctor Rogerson,“ sagte sie entschieden, „wenn Du Mrs. Gervoise die Seeluft nicht verordnest, so wird es jemand Anders thun. Ich sehe nicht ein, weshalb Du nicht den Nutzen davon haben sollst.“

„Mary! mein Gewissen, meine Ehre!“

„Doctor Rogerson, willst Du damit sagen, daß ich Dir irgend etwas rathen würde, was gegen Beides anstrebte?“

„Nein, liebe Frau, aber wenn ich das thue —“

„Und warum solltest Du es nicht thun?“ fragte

seine Frau. „Bist Du überzeugt, daß es ihr schaden wird? Das bist Du nicht, aber Du bist sicher, daß es doch geschieht, und mit diesem Zweifel ruinirst Du uns. Das ist weder Gewissen, noch Ehre, Edward, es ist Stolz, falscher Stolz, weiter nichts.“

Sie sprach hastig und aufgeregt, vielleicht um die heimliche Stimme nicht zu hören, die sich gegen die Sophisterei ihrer Gründe auflehnte. Ihr Gatte hörte ihr mit unruhigem Herzen zu und schien die leise, sanfte Stimme seiner verstorbenen Mutter zu vernehmen, wie sie ihm die Worte des Vaterunsers lehrte, „Führe uns nicht in Versuchung.“

Ach! wo war das reine, hohe Ideal ihres Honigmonds geblieben, wo sie, jung und glücklich, und noch frei von den Fesseln des Lebens, mit unschuldigem Stolz von ihrer fleckenlosen Zukunft sprachen.

O! welche traurige Verwüstung die harte Welt doch unter den Träumen der Jugend und Unschuld anrichtet. Wie Viele werden eben so wie Doctor Rogerson und seine Frau aus ihren Träumen gerissen!

In diesem traurigen Kampf zwischen Nothwendigkeit und Gewissen ist es oft die Frau, welche die Rolle des Versuchers übernimmt, und ein unbarmherziger Versucher war Mrs. Rogerson jetzt für ihren Gatten. Sie bewies ihm, daß er ein ruinirter Mann sei, wenn er Mr. Gervoise nicht nachgäbe, und daß er daher nicht schnell und bereitwillig genug nachgeben könne.

„Ich werde es morgen früh thun," sagte der arme Mann.

„Morgen früh! Dann kannst Du Dir die Mühe und die Demüthigung sparen, Doctor Rogerson. Bis morgen früh wird ein anderer Arzt gerufen worden sein und wird eine Guinea dafür erhalten haben, daß er das gesagt hat, was nicht sagen zu wollen, Dir achtzehn Pfund und Deine Wohnung kostet."

Der Doctor stöhnte.

„Das Stöhnen nützt dir nichts," sagte seine Frau mit klarer harter Stimme, „thue es entweder gleich, oder thue es gar nicht."

Er stand immer noch unentschlossen da und sah verzweiflungsvoll zum Sternenhimmel empor.

„Jane," sagte Mrs. Rogerson, „bringe dem Papa Hut und Stock."

Jane gehorchte. Ihre kleinen, unschuldigen Hände reichten denen ihres Vaters Hut und Stock und sie fühlte dabei, daß er wie Espenlaub zitterte. Er nahm Beides und ging fort, ohne ein Wort zu äußern. Das Herz seiner Frau schlug ihr über die Rolle, die sie gespielt hatte. Sie lief ihrem Manne nach, holte ihn bald ein und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Edward," sagte sie weich, „gehe nicht, wenn Du fühlst, daß Du es nicht thun kannst. Wir haben zwölf Jahre gekämpft und können auch den Untergang ertragen, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte."

Der Doctor wendete sich um und küßte seine Frau in der Dunkelheit, dann stieß er sie ohne ein Wort sanft von sich und ging weiter. Er ging weiter, wie mancher bessere Mann vor ihm gethan hat, um aus Liebe für die Seinigen Schande und Unehre zu suchen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Mrs. Gervoise war diesen Abend sehr unwohl. Es war sehr schwül und sie beklagte sich über die geschlossene Lage von Carnoosie.

„Es ist so schwere Luft," sagte sie zu Beatrice. „O, wie ich mich nach einer Veränderung sehne. Ich glaubte, wir würden reisen, wenn Du mündig wärest."

„Armer Liebling," flüsterte Beatrice sanft, sich über ihre Mutter beugend, „Du bist nicht wohl, und der Abend ist schwül, aber Carnoosie ist frisch und luftig genug."

Sie sagte nichts weiter, denn Mr. Gervoise kam, gegen seine Gewohnheit; in das Zimmer der Damen. Er sah sehr heiter und fröhlich aus, und als er seine Frau seufzen und klagen hörte, sagte er freundlich:

„Meine Liebe, ich weiß, was Dir fehlt; wir leben zu einförmig. Du bedarfst der Gesellschaft. Es ist Schade, daß Beatrice die Stones nicht hier sehen will."

Beatrice konnte ein verwundertes Zusammenfahren kaum unterdrücken. Den ganzen Tag lang hatte sie überlegt, wie sie es nur einrichten könne, daß die Stones trotz Mr. Gervoise nach Carnoosie kämen, und nun rieth er selbst dazu. Das zur Gewohnheit gewordene Mißtrauen rieth ihr, nicht an seine Aufrichtigkeit zu glauben. Daß er den Wunsch aussprach, die Stones möchten sie besuchen, war ein sicherer Beweis, er stemme sich mit aller Macht dagegen.

„Ich frage nicht nach den Stones," sagte Mrs. Gervoise grillig, „aber ich sehne mich, o, ich sehne mich so sehr nach einer kleinen Veränderung, Mr. Gervoise."

„Liebe Frau, eine Veränderung würde Dir nicht gut thun; außerdem kennst Du in dieser Hinsicht meinen früheren Entschluß."

Mrs. Gervoise seufzte, und Beatrice warf ihrem Stiefvater einen zürnenden Blick zu, den er mit mildem Lächeln aufnahm.

„Aber wir sollten doch die Stones einladen," fuhr er fort. „Hast Du noch immer etwas einzuwenden, Beatrice?"

„Nein," erwiederte Miß Gordon hochfahrend. „Sie mögen kommen oder nicht, mir ist es einerlei."

„Meine Liebe," sagte ihr Stiefvater mit mildem Vorwurf, „wie oft muß ich Dir sagen, daß dieser Ton sonderbar und unpassend ist."

Beatrice kräuselte verächtlich die Lippen, würdigte ihn aber keiner Antwort. Mr. Gervoise hob wieder an:

„Die Stones sind herrliche Leute, und wenn Du

sie nicht leiden kannst, so ist dies nur der Fall, weil Du sie nicht kennst. Mr. Stone ist ein Mann von gesundem praktischen Verstand, seine Tochter ist reizend natürlich; ich war heute dort und fand sie allerliebst. Sie sprach auf die unschuldigste und natürlichste Weise von ihren Armen, ihrer Schule, ihren Flanellröcken und allen ihren Wohlthätigkeitsplänen. Sie ist freilich weder geistreich, noch witzig, aber sie ist ein nettes, kleines Ding. Ich wünschte, ich wüßte die Geschichte noch genau, die sie von der Frau erzählte, der sie einen Mantel gegeben, und die auch einen Pelzkragen darauf verlangte — ihr Vater und ich haben uns vor Lachen die Seiten gehalten. Und das kleine nette Ding sah so hübsch dabei aus — es war ein richtiges niederländisches Genrebild."

Mr. Gervoise liebte es sehr, wie wir kaum erst zu sagen brauchen, Bilder, mochten es nun holländische sein oder nicht, bei der Unterhaltung anzuwenden, und da Beatrice mit dieser liebenswürdigen und malerischen Eigenthümlichkeit bekannt war, so zweifelte sie nicht, daß diese Ansicht von Miß Stone nur eine Ansicht des Mr. Gervoise sei. Aber wozu sollte diese ganze beredte, bilderreiche Sprache führen?

„Da Du nichts gegen ihren Besuch einzuwenden hast," hob Mr. Gervoise wieder an, „so denke ich, daß wir sie einladen, eine Woche bei uns zuzubringen. Welches Zimmer soll Mr. Stone bekommen? Ich glaube, Mrs. Scot's Zimmer genügt vollkommen. Und die Stube von Miß Jameson können wir Rosy

geben. Wir können das blaue Meublement hineinsetzen, damit es noch etwas netter aussieht, und ein oder zwei Tische von Rosenholz."

In Mr. Gervoise's Gemüth lag eine Rastlosigkeit, die selbst an unnützem Plänemachen Gefallen fand. Nichts lag seinen Gedanken ferner, als die Stones nach Carnoosie einzuladen; er gedachte nicht einmal, sie zu einer Visite aufzufordern, aber trotzdem war es ihm angenehm, seine Frau und Beatrice mit Plänen für ihre Aufnahme zu ermüden. Da Beatrice nicht antworten wollte, so zwang er Mrs. Gervoise, zu sprechen und ihre Meinung in Betreff des blauen Meublements und der Rosenholztische abzugeben.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Mr. Gervoise," sagte die arme Frau. „Ich weiß nur, daß ich heute Abend ganz unwohl bin und daß ich wünschte, der Doctor Rogerson wäre hier."

„Morgen, meine Liebe," sagte Mr. Gervoise beruhigend, „morgen früh bei Zeiten."

„Heute Abend noch — sogleich," sagte Beatrice heftig. „Meine Mutter wünscht den Doctor Rogerson und es soll nach ihm geschickt werden."

Sie klingelte. Mr. Gervoise erhob sich.

„Miß Gordon," sagte er streng, „Doctor Rogerson mag noch einmal kommen, da es Mrs. Gervoise wünscht, aber ich halte ihn für keinen competenten Rathgeber und ich werde selbst einen anderen Arzt für sie wählen, Miß Gordon."

„Nie soll mit meiner Bewilligung ein Arzt, den

Sie gewählt haben, meiner Mutter etwas verschreiben," sagte Beatrice trotzig.

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür, und ein Diener erschien auf der Schwelle, um nach ihren Befehlen zu fragen.

„Schickt sogleich zu Doctor Rogerson," sagte Miß Gordon befehlend.

„Der Herr Doctor ist unten, Ma'am."

Forschend sah Beatrice ihren Stiefvater an. Ein Strahl des Triumphs leuchtete in seinen Augen. Sie hatte das unklare Gefühl, daß sie in eine Schlinge gefallen sei, aber wie und welcher Art diese sei, das konnte sie nicht sagen.

„Führe ihn herauf," sagte sie zögernd.

Die Thür schloß sich; in wenigen Minuten wurde sie wieder geöffnet, und Doctor Rogerson trat in's Zimmer. Beatrice stand am äußersten Ende desselben, sie sah ihn langsam vorschreiten, mit seinem gedrückten, schüchternen Wesen, und das Mißtrauen, das sie stets gegen ihn gefühlt, erhob sich mit verdoppelter Stärke, denn Doctor Rogerson sah blaß aus, und wenn sein Blick ruhig war, so war er doch auch kalt und stumpf, und Beatrice bemerkte, daß er dem ihrigen auswich. Sie ging auf ihn zu, reichte ihm aber nicht die Hand.

„Guten Abend, Doctor," sagte sie eilig. „Die Mama ist sehr unwohl, und wir wollten eben nach Ihnen schicken, als Sie kamen."

„Die Schwüle des Abends fiel mir auf, und da

ich wußte, daß Mrs. Gervoise gestern sehr unwohl war, so hielt ich es für besser, sie noch einmal zu besuchen."

Er sagte dies ruhig genug, aber sein Blick wich noch immer Beatrice's scharfem Auge aus.

„Dieser Mann ist bestochen — bestochen!" dachte sie mit plötzlicher Ueberzeugung. Sie sank auf einen Stuhl und legte in sonderbarer Geistesverwirrung die Hand an die Stirn. Was sollte sie thun? Was beabsichtigte Mr. Gervoise? Einen Augenblick vergaß sie ihre Mutter; sie sah Mr. Stone's schlaues Gesicht, hörte Miß Rosy's kindisches Lachen und fühlte ihr Schicksal mit dem dieser Leute verknüpft. Sie entriß sich ihren Gedanken, um der krankhaften Stimme ihrer Mutter zu horchen.

„Doctor Rogerson," sagte diese, „ich fühle mich so schwach. In Carnoosie ist so schwere Luft."

Beatrice drehte sich halb nach dem Doctor um und sah ihn an. Er saß neben dem Lager der Kranken; die niedergeschlagenen Augen waren auf den Hut geheftet, den er zwischen den Knieen hielt; seine blassen Lippen bewegten sich mechanisch, als er erwiederte:

„Die Luft von Carnoosie ist ausgezeichnet, gnädige Frau, aber Sie bedürfen allerdings einer Veränderung."

„Einer Veränderung!" unterbrach ihn Mr. Gervoise in einem Tone, der hart oder verwundert sein mochte, Beatrice konnte es nicht unterscheiden. „Und welche Veränderung würden Sie empfehlen, Doctor Rogerson?"

„Seeluft!" erwiederte der Doctor langsam. „Die Seeluft auf dem Continent, sie enthält weniger Feuchtigkeit, als die unsrige."

„Du meine Güte!" rief Mr. Gervoise, „das hätte ich nie gedacht, Doctor. Ich für meinen Theil denke, daß keine Luft der englischen Luft gleichkommt, an der Küste oder im innern Lande, sie ist überall von der besten Sorte."

„Für manche Krankheiten ist die Seeluft auf dem Continent viel besser," sagte der Doctor.

„O, ich möchte so gern fort! Ich wünsche nichts sehnlicher!" rief Mrs. Gervoise aus und sah ihren Gatten flehend an. Mr. Gervoise schien unschlüssig.

„Herr Doctor," sagte er nachdrücklich, „ich verberge Ihnen nicht, daß es mir gerade jetzt durchaus nicht paßt, Carnoosie zu verlassen. Ich frage Sie daher auf's Gewissen, ob es wirklich nöthig ist, daß Mrs. Gervoise die Seeluft auf dem Continent athmet?"

Beatrice beugte sich vor und heftete ihre forschenden, dunklen Augen auf Doctor Rogerson's Gesicht. Sie sah, daß sein unruhiger Blick den des Mr. Gervoise suchte, wie um zu fragen: „Warum fügst Du mir diese unnütze Qual zu?" Und obgleich sie die Deutung dieses Blickes nicht begriff, so beunruhigte er sie doch. Mr. Gervoise war jedoch nicht der Mann, den ein Blick erweichen konnte, und der Doctor war zu weit gegangen, um sich zurückziehen zu können. Mit zitternden Lippen, aber leidlich fester Stimme sagte er:

„Es ist wirklich nöthig, daß Mrs. Gervoise die Seeluft auf dem Continent gebraucht.“

Und nachdem er diese bestimmte Lüge gegen sein Gewissen, seine Ehre und seinen Beruf ausgesprochen, stand der unglückliche Mann auf, murmelte leise einen guten Abend und beeilte sich, das Zimmer zu verlassen, in dem er sich auf diese Weise bloßgestellt.

Beatrice sah ihn gehen, ohne sich zu rühren, aber als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, stand auch sie auf.

„Beatrice, wohin gehst Du?“ fragte Mr. Gervoise kühl und vertrat ihr den Weg.

Mit einer königlichen Geberde der Verachtung stieß ihn Beatrice bei Seite und verließ die Stube, ohne daß sie geruhte, die Thür hinter sich zuzumachen, und Mr. Gervoise wagte nicht, ihr zu folgen. Beatrice eilte rasch die Treppe hinunter und holte den Doctor am Fuße derselben ein. Sie öffnete die Bibliothekthür und bedeutete ihm mehr mit Zeichen, einzutreten, als daß sie ihn mit Worten darum bat. Er gehorchte mit einiger Verlegenheit und der heimlichen Furcht eines unruhigen Gewissens.

„Doctor Rogerson,“ fragte Beatrice heftig, „was bedeutet das? Sie haben immer gegen eine Luftveränderung gesprochen, eine Seereise verboten — warum empfehlen Sie jetzt beides?“

Diese unkluge Frage machte den Doctor vorsichtig.

„Die Krankheit, an der Mrs. Gervoise leidet,

hat eine andere Wendung genommen," sagte er, „und erfordert eine veränderte Behandlung."

Beatrice sah ihn unüberzeugt an. Sie sehnte sich, ihm offen sagen zu können:

„Sie sind bestochen, Doctor Rogerson; sagen Sie nur, daß Sie bestochen sind, und ich will Sie auch erkaufen," — aber sie schämte sich in seine Seele und diese Scham vollendete des Doctors Verderben.

„Sie müssen mir die Wahrheit sagen," sagte sie sehr bitter, „Sie können mich nicht täuschen, nicht wahr, Doctor?"

Eine tiefe, zürnende Röthe färbte Doctor Rogerson's blasse Wangen.

„Sie täuschen, Madam!"

Beatrice lachte und versuchte eine sorglose Miene anzunehmen.

„Sich selbst täuschen, meine ich. Guten Abend, Herr Doctor. Seien Sie mir nicht böse. Sie kennen mich ja von Alters her, ich sage immer das unrechte Wort, aber ich meine das richtige."

Sie sprach freundlich. Denn Beatrice hatte ihre Stimme beherrschen gelernt; falls Doctor Rogerson bestochen war, so war er ein Feind, und zwar ein gefährlicher, und mußte vorsichtig behandelt werden; aber obgleich sie ihm selbst die Hausthür öffnete und ihn bis an die Schwelle begleitete, so reichte sie ihm doch nicht die Hand.

Der Doctor bemerkte es und, was mehr war, er wußte, was es bedeutete. Die Schande, die er zuerst

nur seiner Frau gegenüber gefühlt, breitete sich immer weiter aus. Sie mußte bald so breit und tief werden, wie ein See.

Die sechste Morgenstunde des nächsten Tages war für die Abreise bestimmt worden. Diese Hast würde Beatrice bestärkt haben, hätte sie noch einer Bestätigung der Ueberzeugung bedurft, daß ein so außerordentlicher Umstoß von Mr. Gervoise's Entschluß, seine Frau nie von Carnoosie wegzulassen, von diesem selbst veranlaßt worden sein müsse.

Mrs. Gervoise ging zeitig zu Bett, um es nicht zu verschlafen, und Beatrice blieb in der Bibliothek am offenen Fenster sitzen. Sie wußte, daß sie nach Verville gingen, und als sie zu dem tiefdunklen Himmel emporblickte, an dem die Sterne mit zitterndem Lichte funkelten, stahl sich eine köstliche Erschlaffung durch ihre Adern und theilte sich ihrem ganzen Wesen mit. Auch sie war bestochen worden, und obgleich sie sich nicht hatte erkaufen lassen, fühlte sie doch, wie süß und verlockend die Versuchung gemacht werden kann. Was Geld für den bedürftigen Doctor, was eine Reise für ihre Mutter war, das war Gilbert für sie. Sie konnte den süßen Kelch nicht von sich weisen, aber wenn sie ihn auch schlürfte, wollte sie Mr. Gervoise ihr Gewissen doch nicht verkaufen. Er wollte sie aus dem Wege schaffen, damit sie nicht sprechen sollte.

„Aber er soll sehen, daß ich sprechen kann, ehe ich gehe,“ dachte Beatrice.

Sie hörte Schritte vor der Thür der Bibliothek, und ohne auf das Anklopfen zu warten, öffnete sie und sah John draußen stehen.

Dieser ungeschlachte, alte Diener der alten Carnoosies, der sie weder gern hatte, noch ihr schmeichelte, der aber am allerwenigsten unter Mr. Gervoise's Einfluß stand, war Beatrice's Liebling. Er kam zwar jetzt ziemlich brummig über den ungewöhnlichen Befehl, als aber seine junge Herrin sagte: „Ich muß einen Gang durch den Wald machen und Du mußt mich begleiten," so klärte sich seine Stirn auf, er nickte und folgte ihr in friedlicherer Stimmung.

Die Carnoosies waren sämmtlich ein excentrisches Geschlecht gewesen, sie hatten allerdings einen Tropfen Wahnsinn in ihrem Blute und hatten stets gern ungewöhnliche Dinge gethan. So wenig John auch Beatrice gewogen war, so gewann sie doch dann und wann seine Gunst durch irgend ein absonderliches Verfahren, in das sich gewöhnliche Menschen nicht eingelassen haben würden. Dieser nächtliche Spaziergang im Walde kitzelte John's Phantasie unendlich. Keine von euren tändligen jungen Damen würde daran gedacht haben, nicht wahr? Nein, der Tropfen Blut der alten Carnoosies war es, der Beatrice dies thun ließ.

Der Mond war aufgegangen, als Beatrice mit raschen Schritten durch den Park eilte, von John gefolgt, der die Hände tief in die Taschen gesteckt hatte. Die Nacht war hell und klar. Die Schwüle

der Luft hatte sich abgekühlt, die Bäume hoben sich dunkel von dem Himmel ab, lieblich klang das Rauschen des Flusses durch die tiefe Stille. Sie traten in den Wald. Beatrice ging noch immer mit leichtem, glücklichem Schritt einher. Ein Zauber umfing sie. Nicht an den Zweck, zu dem sie ausgegangen, dachte Beatrice. Nein, sie dachte des Abends, wo sie und Gilbert sich im Walde verirrt hatten, des anderen Abends, wo sie sich getroffen und zum letzten Mal gesehen und gesprochen hatten, dachte der Liebe, die so lange in ihren Herzen gewohnt hatte; über den Kreis dieser rauschenden Bäume hinaus flogen Beatrice's Gedanken an die französische Küste und an das Wiedersehen mit Gilbert, nach der Sehnsucht der letzten vier Monate. Man wundere sich nicht, daß sie sich glücklich und heiter fühlte trotz des traurigen Ganges, den sie vorhatte. Sie konnte nicht anders, sie lebte in der Welt der eigenen Hoffnungen und Wünsche, die Jeden von uns umgiebt.

John pfiff bedeutsam, als ihn Beatrice, am Saume des Waldes angekommen, fragte, ob er den Weg zu Mr. Stone's Hause kenne. Es war also mehr als ein gewöhnlicher Phantasiestreich, dieser nächtliche Spaziergang, es konnte nichts Anderes, als eine rebellische Handlung gegen Mr. Gervoise sein. Wenn nun John Beatrice nicht gern hatte, so hatte er Mr. Gervoise noch viel weniger gern; denn wenn Beatrice schon eine sehr entfernte Nachkommin der Carnoosies war, so war Mr. Gervoise ein Ausländer und Ein-

dringling und hatte in Carnoosie ganz und gar nichts zu suchen. Mit heimlicher Genugthuung fühlte er daher, daß Beatrice Mr. Gervoise in's Gesicht schlug, und mit kichernder Zufriedenheit und liebenswürdiger Bereitwilligkeit leistete er ihr dabei Vorschub.

„Das ist Mr. Stone's Haus, dort, wo die Lichter brennen," sagte John nach einer Weile.

„Gut, so gehe mir voraus, klingle und frage, ob Mr. Stone zu Haus ist. Ist es der Fall, so sage ihm, daß ich ihn allein zu sprechen wünschte."

John that, wie ihm geheißen wurde. Beatrice, die ihm dicht auf dem Fuße folgte, hörte die Hausthür öffnen und den Diener antworten, sein Herr sei zugegen. John richtete seine Botschaft aus und Miß Gordon trat ruhig in's Haus und wurde in dasselbe Wohnzimmer geführt, in welchem Mrs. Scot vor wenigen Stunden empfangen worden war. Dort ließ sie sich nieder und horchte auf die Töne, die aus dem benachbarten Zimmer drangen, Rosy's silberhelles Lachen und ihres Vaters tiefe Stimme. Beide schwiegen plötzlich. Die Thür öffnete sich, und Mr. Stone trat mit verwunderten Blicken auf sie zu.

„Sie sind überrascht," sagte Beatrice ruhig, „und Sie haben ein Recht dazu. Wir verlassen Carnoosie morgen bei Zeiten, und ich mußte entweder heute Abend kommen, oder es ganz aufgeben."

Mr. Stone verbeugte sich und sah sie scharf an. Sie war sehr hübsch, aber jetzt erhitzt und aufgeregt,

und gewiß lauerte der Wahnsinn in diesen dunkeln Augen, die so seltsam tief und glänzend waren.

Ohne seine Gedanken zu ahnen, überlegte Beatrice blos traurig, ob er ihr wohl glauben würde.

„Ich habe keine Zeit, Ihnen die Sache zu erklären," sagte sie nach einer kurzen Pause. „Ich muß kurz und einfach sprechen. Ich komme, Ihnen eine wichtige Warnung zu geben, in Bezug auf Ihre Tochter und den jüngeren Sohn des Mr. Gervoise."

Mr. Stone lächelte.

„Er ist in letzter Zeit ein häufiger Gast hier gewesen," fuhr Beatrice fort.

„Nein," unterbrach sie Mr. Stone, „er kommt nie hierher."

Beatrice sah ihn erschrocken an, dann leuchteten ihre Augen auf.

„Dann trifft er sich im Stillen mit Ihrer Tochter," sagte sie heftig; „so ist es, so ist es."

Mr. Stone wurde roth und sah sie schweigend und zürnend an.

„Verzeihen Sie mir," fuhr Beatrice fort, „aber ich kenne diesen unglücklichen, jungen Mann, und was ich nicht weiß, das errathe ich. Um Gotteswillen, Sir, sehen Sie sich vor, seien Sie auf Ihrer Hut, sehen Sie sich vor, wenn Sie Ihr Kind lieben."

Mr. Stone's Zorn hatte sich gelegt, und Beatrice fühlte, daß er sie mehr aufmerksam beobachtete, als auf ihre Warnung achtete.

„Sie glauben mir nicht," sagte sie, „o, dann ist Ihr Fall allerdings ein hoffnungsloser."

„Meine liebe, junge Dame," sagte Mr. Stone ruhig, „Sie vergessen, daß ich kein Knabe mehr bin und daß ich eine Menschenkenntniß besitze, die mich bisher noch nie betrogen hat."

„Das thut mir leid, zu hören," entgegnete Beatrice, „denn dann werden Sie sich darauf verlassen und bis zuletzt getäuscht werden."

„Hoffentlich nicht," sagte Mr. Stone gleichmüthig.

Beatrice sah ihn mitleidig an.

„So geht es im Leben," sagte sie seufzend; „wir erhalten Warnungen und beachten sie nicht und dann hadern wir mit der Vorsehung, daß uns das Schicksal nicht gewährt, was wir gesucht. Nun, Mr. Stone," fügte sie nach einer Pause hinzu, „ich kann nichts weiter sagen, als was ich schon gesagt habe, und will blos noch hinzusetzen: Mr. Gervoise und sein Sohn sind seit vielen Jahren hier in der Nachbarschaft, sie sind wohlbekannt, fragen und forschen Sie; vielleicht erfahren Sie Dinge, die Sie aufklären."

Mr. Stone lächelte, legte seine Hand auf ihren Arm und sagte besänftigend:

„Meine liebe, junge Dame, ich brauche keine solche Aufklärung — Sie irren sich vollständig — vollständig — Sie kamen, um mich zu warnen — erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben. Ein anderes Mal überlegen Sie es sich zweimal, ehe sie einen solchen Schritt thun, wie Sie heute Abend gethan.

Bedenken Sie, daß er falsch ausgelegt werden könnte; wenig Menschen werden so gutmüthig sein, Ihnen nicht irgend einen persönlichen Beweggrund unterzulegen — weibliche Rachsucht z. B. — kurz etwas, was Sie sich für Ihre ungesuchte Freundlichkeit nicht gern würden nachsagen lassen. Ich sage nicht, daß dies meine Ansicht ist. Ich bitte Sie nur, ein ander Mal vorsichtiger zu sein."

Beatrice erhob sich. Ihr Angesicht brannte vor Scham und Entrüstung.

„Wenn wir uns wieder begegnen, Mr. Stone," sagte sie — „wenn wir uns wieder begegnen, so gedenken Sie des heutigen Abends."

Mr. Stone hörte sie ruhig an. Sie war ja wahnsinnig. Dieser nächtliche Besuch war die Handlung eines wahnsinnigen Weibes, jedenfalls eines eifersüchtigen, rachsüchtigen Mädchens. Sollte er seinem Verstande die Beleidigung anthun, ihre Warnung auch nur einen Augenblick zu beachten? Er lächelte spöttisch bei dem Gedanken und wies an diesem Abend zum zweiten Male die Warnung von sich, die ihm die Vorsehung schickte.

So trennten sie sich, um sich bald wieder zu begegnen. John steckte die Hände in die Taschen und ging hinter seiner Herrin her durch den Wald, mit der gewissenhaften Befriedigung, ihren Einfall vollkommen unterstützt zu haben. Traurig war dagegen Beatrice's Stimmung bei der Rückkehr. Ein melancholisches Gefühl, das sie nicht besiegen konnte, drückte

sie nieder. Sie dachte nicht länger an die süße Vergangenheit oder an das freundliche Morgen; sie vergaß Gilbert und das nahende Wiedersehen. Sie dachte nur an den verblendeten Mr. Stone und an das silberhelle Lachen seiner Tochter. „Und warum sollte ich mich um das hübsche Mädchen sorgen?“ dachte Beatrice, als sie den stillen, feuchten Waldweg entlang ging, „wird sie nicht von ihres Vaters ruhmrediger Erfahrung bewacht? — wird sie nicht von einer Liebe beschützt, die ich nie genossen habe? Habe ich ihn nicht gewarnt? Ist Mr. Gervoise nicht bekannt genug? Armes, kleines, blondes, blauäugiges Ding! Wenn ich an sie denke, thut mir das Herz weh! Und doch, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, wäre es nur eine der zahllosen traurigen Geschichten mehr, die in dieser Welt sich ereignen und gegen welche wir Alle machtlos sind. Ganze Nationen, Racen, Helden, Könige und Königinnen können davon erzählen. Griechenland hat sechshundert Jahre lang geblutet; Polen ist zerstückelt worden, und Europa hat zugesehen. Maria Stuart, Karl, Ludwig der Sechzehnte und Maria Antoinette sind selbst in den Tagen auf dem Schaffot gestorben, wo die Könige die Götter unter den Menschen waren. Sie muß ihr Schicksal ertragen, und hinnehmen, was ihr beschieden ist. Ich kann es nicht ändern. Ich habe gethan, was ich konnte — ich muß sie vergessen!“

Wir brauchen nicht zu sagen, daß Mr. Gervoise nicht lange über Beatrice's Ausgang im Dunkeln ge-

blieben war, und brauchen uns nicht mehr, als Beatrice selbst, zu wundern, daß er aufgeblieben, um sie und John zu erwarten. In der That trieb Mr. Gervoise seine Herablassung so weit, daß er seiner Stieftochter bis auf die Treppe entgegenkam. Sie sah ihn und kam ihm die Treppe herauf entgegen. Das Gaslicht fiel auf ihr schönes, stolzes Gesicht, die Hand mit dem feinen Handschuh ruhte auf dem Geländer und sie sah aus „wie eine ächte Carnoosie, jeder Zoll an ihr," wie John im Stillen bemerkte.

„Meine liebe Beatrice, wir sind so besorgt gewesen," sagte Mr. Gervoise, „wo warst Du nur die ganze Zeit?"

„Ich habe Luft geschöpft," antwortete Beatrice übermüthig.

„Erlaube mir, zu bemerken, daß dies von Dir zu einer solchen Stunde sehr unklug ist."

Beatrice gewann sich durch ihre Antwort für immer John's Herz.

Sich mit hellem Lächeln zu ihm wendend, sagte sie: „John war mit mir."

Und da sie zu glauben schien, daß Mr. Gervoise befriedigt sein müsse, ging sie an ihm vorüber in ihr Zimmer.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

„Kennst du die französische Küste, Leser? — kennst du besonders die mit Dörfern, Städten und Buchten reich geschmückte Linie, die sich von Dieppe nach Havre erstreckt und wo die blaue See die grüne normännische Landschaft umgürtet? Wenn es der Fall ist, so kennst du sicher auch Verville; nicht unter seinem Namen vielleicht — aber was kommt auf den Namen an? Shakespeare hat uns gesagt, daß dieser mit der Lieblichkeit der Rose nichts zu thun habe; und mag man Verville nennen, mit welchem Namen man will, es bleibt nichts destoweniger einer der hübschesten Winkel der Normandie. Es liegt in einer Kluft der steilen, weißen Felsenküste, welche die anmaßende See zurückweist. Ein klarer, kleiner Fluß, von Bäumen beschattet, strömt raschen Laufes durch das enge Thal und treibt auf seinem Wege die Räder mancher Mühle. Strohgedeckte Häuser erheben sich auf den Abhängen und blicken auf das Meer hinaus oder hinab in das grüne Thal, in dem die alte Abteikirche — halbverborgen im Grün großer Obstgärten, grau und einsam daliegt. Am Ende einer Baumallee erhebt sich das Schloß; es wurde während der Revolution theilweise zerstört und im Dache giebt es Stellen, wo das Stroh Schiefer und Ziegel ersetzen mußte. Es ist ein altes Gebäude, zierlich und solid zugleich, aber durchaus nicht schön; Malern gefallen

seine Thürmchen mit den kegelförmigen Dächern, die epheubewachsene Fronte, das Gitter mit den breiten Pfeilern und die grüne Wildniß, die sich um dasselbe hinzieht, sich bis an die Ecken der seegegürteten Klippen erstreckend, aber das Schloß ist zu alt und trübselig, um darin zu wohnen, und hat weder einen malerischen Park, noch Blumengärten, oder irgend einen von den Reizen des modernen Comfort. Es ist, was mancher solcher Ort in alten Zeiten war — ein passender Wohnsitz für den Landadel, mehr nicht.

So melancholisch nun auch das alte Haus war und so öde die Zimmer, so war es doch in den Augen der Mrs. Gervoise nach einer Gefangenschaft von zwölf Jahren reizend. Auch Beatrice fühlte ihr Herz vor heimlicher Freude schlagen, als sie durch die alten, dunklen Zimmer schritt und dachte, daß hier Gilbert geboren und erzogen worden sei und daß sie ihn hier vielleicht wiedersehen würde. Er war noch nicht gekommen, aber Mr. Gervoise war fortgegangen, zweifelsohne um ihn in das Schloß zu locken, und Beatrice hoffte und wartete in dem Zimmer, das für ihre Mutter gewählt worden war. Der Abend war hereingebrochen, Mrs. Gervoise saß ein wenig entfernt vom offenen Fenster, aber Beatrice, die sich weit hinauslehnte, blickte auf das große, ruhige Meer.

„Beatrice," sagte Mrs. Gervoise, „ich kann kaum an mein Glück glauben. Denkst Du, daß es Dauer haben wird?"

„Nein, Liebste. Ich bin überzeugt, es wird nicht

lange währen, aber laß es uns genießen, so lange wir es haben."

„Es ist so angenehm, an einem fremden Ort zu sein," fuhr Mrs. Gervoise seufzend fort. „Ich fühle mich nie zu Haus in dem alten Carnoosie, wo es scheint, als ob man von allen Seiten beobachtet würde. Ich wünschte, wir könnten irgendwo anders hin."

Beatrice dachte: „Er wird nicht kommen, aber der Ort ist klein, wir müssen uns begegnen. Es wird eine süße Qual, eine bittere Freude sein." Sie sah hinaus auf die tiefe, dunkelblaue See und zu dem blasseren Himmel empor, an dem die Sterne glänzten. Sie fühlte sich erhaben über das Leben mit seinen Sorgen und Prüfungen. Es schien ihr in diesem Augenblick ein Geringes, zu dulden und zu leiden; das Leben war ja so kurz, die Ewigkeit so reich und segensvoll.

Tief unten im Thal, an dem kleinen Flüßchen, erhob sich ein Haus von rothen Ziegelsteinen, aus dem eine schwache, blaue Rauchsäule zu den grünen Bäumen emporkräuselte. Es war sein Haus; sie war es überzeugt, in dieser engen, einfachen Wohnung, weniger stattlich, als das Haus ihres Wildhüters, kämpfte und arbeitete er ohne Hoffnung. O, daß sie dort glücklich und frei leben könnte, mit ihrer Mutter und dem lieben, treuen Gilbert, der Seele ihrer Seele! Was sind Vorahnungen? Was ist es für eine Stimme, die so klar im Herzen spricht und ihm sagt, daß wir jene Seligkeit nie erreichen, dieses Glück vergessen

müssen, daß sie nie für uns sich verwirklichen können und verwirklichen werden. Eine solche Stimme sprach zu Beatrice, als sie in die dunkelnde Nacht hinaussah. Nein, sie fühlte es, Glück gab es für sie nicht. Sie war jung und reich; sie besaß Gesundheit und ein heiteres, hoffnungsvolles Temperament; Alles, was sie dem gewöhnlichen Auge glücklich erscheinen ließ, und doch war sie eine Gefangene, die nie auf Freiheit hoffen durfte. So lange ihre Mutter lebte, wurde Beatrice nicht frei.

„Was hast Du, Beatrice?"

Mrs. Gervoise sprach im Tone der Ueberraschung und sah ihre Tochter verwundert an — denn Beatrice hatte sich, ihren Platz am Fenster verlassend, neben ihre Mutter gesetzt, zärtlich ihre Arme um sie geschlungen und den Kopf an ihre Schulter gelehnt.

„Was hast Du, liebes Kind?" fragte Mrs. Gervoise wieder.

Beatrice küßte sie auf die Wange.

„Lebe noch lange — lebe noch lange," sagte sie, „stirb nicht und verlaß mich nicht, Liebste."

„Liebes Kind, hältst Du mich denn für schlimmer?" fragte Mrs. Gervoise unruhig.

„Nein — nein. Es war nur ein thörichter Gedanke von mir, aber er stimmte mich traurig. Liebe Mama, ich hoffe, wir brauchen uns nie zu trennen, selbst nicht im Tode; ich hoffe, es wird nie auch nur ein Tag zwischen uns liegen."

Mrs. Gervoise liebkoste sie schweigend, verstand

aber Beatrice's Gefühle nicht. Beatrice fühlte, daß ihre Mutter die Kette sei, die sie fesselte, und daß diese Kette nie zerrissen werden dürfe, daß sie, wenn diese Mutter kalt und todt vor ihr läge, nie fühlen dürfe: „Jetzt bin ich frei." Eine andere Freiheit gab es noch, den Tod des Tyrannen, aber Beatrice war stolz und verachtete es, daran zu denken.

„Ich glaube, Mr. Gervoise kommt zurück," sagte seine Frau, als sich Schritte und Stimmen vor der Thür des großen Zimmers hören ließen.

Beatrice schlug das Herz. Sie hatte den ruhigen Ton von Gilbert's Stimme erkannt. Er kam also; er kam doch! Die Thür wurde geöffnet; ein Diener brachte zwei Wachskerzen auf einem Paar herrlicher alter Bronceleuchter, die wahre Kunstwerke waren, Disteln und Kleeblätter vorstellend. Dahinter, im Halbdunkel des Zimmers, stand Mr. Gervoise und hinter seinem rothen Gesicht wurden die blassen, edlen Züge seines ältesten Sohnes sichtbar.

„Mein lieber Gilbert, ich freue mich so, Sie zu sehen," sagte Mrs. Gervoise und erhob sich halb von ihrem Sitze.

Beatrice sagte nichts, aber Mr. Gervoise, der hinter dem Stuhle seiner Frau stand, beobachtete ihr Gesicht. Er sah ihre glühenden Wangen, ihre leuchtenden Augen, das Lächeln, das um ihre rothen Lippen spielte, und fühlte, daß die Lockspeise gut und anziehend sei. Gilbert verrieth weniger Zeichen von Erregung. Er war mehr Herr seiner selbst, als die

arme Beatrice, und war auch mehr verleugnender Natur. Sein Antlitz enthüllte selten, was sein Herz fühlte, und es mochte auch sein, daß die Ahnung einer traurigen, harten Zukunft die Freude der Gegenwart unterdrückte. Mr. Gervoise betrachtete ihn mit wachsendem Mißvergnügen. Gilbert war kalt und schüchtern und mußte Alles verderben, aber es giebt Versuchungen, denen selbst die Kälte nicht widerstehen kann, und das wußte Mr. Gervoise recht gut.

„Meine Liebe," sagte er zu seiner Frau mit der zärtlichen Höflichkeit, die er so leicht annehmen konnte, „ich habe einen Brief zu schreiben, willst Du entschuldigen, daß ich mich entferne?"

Er zog sich, zu Beatrice's großer Erleichterung, zurück; ein böser Einfluß schien, so lange er gegenwärtig war, das Zimmer zu füllen. Sobald ihr Gatte fort war, wurde Mrs. Gervoise gesprächig.

„Gilbert, kommen Sie, nehmen Sie hier bei mir und Beatrice Platz," sagte sie, „und erzählen Sie mir, wie es Ihnen in Verville gefällt. Ist es hübsch? Giebt es schöne Spaziergänge hier? Wollen Sie uns herumführen? Doctor Rogerson verordnete mir die Seeluft in Frankreich — glauben Sie, daß diese gut für mich ist? Ich fühle mich schon um Vieles wohler!"

„Ich halte sie für gut für Sie," erwiederte Gilbert, „und ich zweifle nicht, daß Ihnen Verville gefallen wird. Es ist ruhig, hübsch und grün und ganz anders, als Carnoosie."

„Ich liebe Carnoosie," sagte Beatrice mit leiser

Eifersucht, und Gilbert lächelte, denn sie sprach ganz in dem Tone der kleinen Beatrice, dessen er sich so gut erinnerte.

„Ich bin überzeugt, Verville ist ein viel angenehmerer Ort," sagte Mrs. Gervoise mürrisch, „ich wundere mich, daß Du es nicht einsiehst, Beatrice."

Beatrice gab keine Antwort, sprach überhaupt nicht mehr und die Unterhaltung wurde von Gilbert und ihrer Mutter allein fortgeführt. Sie fragte ihn mit einer an ihr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit über Verville und seine Umgegend und Bewohner aus, und Gilbert gab ausführliche Antwort; Beatrice, welche die Augen mit der Hand beschattete, wie gegen den Schein der Wachskerzen auf den hohen Bronceleuchtern, sah ihn durch ihre schlanken Finger und sog den Anblick seines Gesichts und den Klang seiner Stimme ein. Eine Viertelstunde war auf diese Weise verstrichen, als die Kammerjungfer der Mrs. Gervoise an die Thür klopfte und ihrer Herrin eine Botschaft zuflüsterte. Mrs. Gervoise sah verwirrt und erschrocken aus und stand langsam auf.

„Mr. Gervoise verlangt mich auf einige Minuten," sagte sie, „aber Sie dürfen nicht gehen, Gilbert, denn er will auch mit Ihnen sprechen, warten Sie also, bis ich zurückkomme."

Beatrice erhob sich halb, um ihrer Mutter zu folgen, sank aber auf ihren Stuhl zurück. Sie wußte, was Mr. Gervoise wollte; er wollte, daß sie mit seinem Sohn allein bleiben sollte, und diesmal mochte

sich Beatrice ihm nicht widersetzen. Auch Gilbert wußte es, und ein Erröthen, man wußte nicht, ob der Freude oder des Zornes, färbte sein Gesicht, als Mrs. Gervoise und ihr Mädchen das Zimmer verließen und er mit Beatrice allein blieb.

Sie hätten mehr als schwache Sterbliche sein müssen, wenn sie nicht wenigstens den verlockenden Kelch gekostet hätten, den Mr. Gervoise so freigebig vor sie hinstellte.

Gilbert stand auf und setzte sich auf den leeren Stuhl der Mrs. Gervoise, und Beatrice, die neben ihm saß, legte ihren Kopf an seine Brust und weinte und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wolle. Aber dieser Thränenstrom, den die Freude über ihr Wiedersehen und der Schmerz über ihr bitteres Loos hervorgerufen, währte nicht lange. Sie wischte die schweren Tropfen von ihren Wangen und lächelte; aber tief und traurig war der lange Blick, den Gilbert, sich über sie beugend, auf ihr erhobenes Gesicht heftete.

„Beatrice," sagte er, „wir hätten uns nie wiedersehen sollen — die Trennung ist dann zu hart."

„Dann wollen wir uns nicht trennen," rief Beatrice heftig, „warum hast Du mich je verlassen, Gilbert?"

Der vorwurfsvolle Blick, den Gilbert ihr zuwarf, war beredt und traurig. Beatrice's Herz schlug heftig, und sie senkte die Augen zu Boden.

„Vergieb mir," sagte sie fast demüthig.

„Ich habe nichts zu vergeben," entgegnete Gilbert sehr betrübt. „Beatrice, ich bin nicht verständig. Es giebt Tage, wo ich mich mit unersättlicher Sehnsucht nach Dir und dem Glücke sehne, wo mir das harte Geschick, das uns trennt, zu schwer zu tragen scheint. Aber bei alledem, Beatrice, ist bloßes Glück eben so wenig das Ziel der Liebe, als das Ziel des Lebens. Wir streben danach, wie eifrig und vergeblich! aber das Ziel ist es nicht. Das Ziel der Liebe ist, zu lieben, und die, welche etwas Anderes in ihr suchen, sind gewiß sehr unklug."

„Ja," sagte Beatrice, zu ihm aufsehend, „Du hast Recht, Glück ist nicht das Ziel."

Bitter und traurig ist jedoch die Philosophie, die einem Manne von sechsundzwanzig und einem Mädchen von einundzwanzig Jahren solche Weisheit lehrt. Wie Gilbert und Beatrice so neben einander saßen, nah und doch getrennt, konnten sie, ohne Hoffnung für die Zukunft, die Gegenwart nicht genießen. Mr. Gervoise kannte sie doch nicht. Die Lockspeise war gemein und konnte edle und stolze Naturen nicht anziehen. Nicht das Nebeneinandersitzen, nicht ein zärtlicher Blick oder Händedruck konnte Gilbert's und Beatrice's Liebe erhöhen. Es fehlte ihnen etwas — etwas, was Mr. Gervoise ihnen nicht geben konnte: der Schatz der Hoffnung, der in der Büchse der Pandora blieb, als alle Uebel, welche sich auf der unglückseligen Erde verbreiteten, schon ihrer Tiefe entstiegen waren.

So ruhig Gilbert aussah, so fühlte er doch den Stachel dieser Hoffnungslosigkeit am tiefsten, denn er war ein Mann; er führte ein hartes Leben: Morgen, Mittag und Abend mußte er dem Rufe der Kranken und Bedürftigen folgen, ein richtiger Landdoctor, den Niemand schonte; sein Herd war einsam und mußte es bleiben, denn nie, das fühlte er — nie durfte eine andere Frau, als Beatrice, dort neben ihm sitzen. Er verstürzte sich keineswegs auf heroische Beständigkeit, auf ein Ideal von Leidenschaft, aber es gab in seinen Augen nur ein Weib, und dieses Weib war Beatrice Gordon. Gerade die Stärke seiner Gefühle machte es ihm zu schwer, Beatrice's Gegenwart zu ertragen. Mrs. Gervoise kehrte nicht zurück; so stand er denn still auf und bot Beatrice gute Nacht. Sie versuchte nicht, ihn zurückzuhalten, aber sie sah ihn mit einem klagenden, erschrockenen Blicke an, dem sein Auge auswich.

„Ich werde Dir hinunter leuchten," sagte sie. Sie nahm einen von den schweren Leuchtern und ging ihm auf der eichenen Treppe voran. Sie begegneten Niemand; es war sehr still in dem alten Hause.

„Komm nicht weiter mit," sagte Gilbert, als sie die letzte Stufe erreicht hatten.

Beatrice setzte den Leuchter hin. Sie sahen sich eine Weile schweigend an. Dann zog sie Gilbert zu sich heran und küßte sie mit einer seltsamen, traurigen Leidenschaft und Heftigkeit. Dann ließ er sie los, öffnete und schloß die Thür, ohne ein Wort.

Beatrice setzte sich auf die Treppenstufen, legte die gefalteten Hände in den Schooß und weinte, als ob ihr das Herz bräche. Er hatte es nicht gesagt, aber sie wußte recht gut, daß er nicht wieder kommen würde, und leider! that er es auch nicht, denn er konnte es nicht, er wagte es nicht.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Mit tiefem Bedauern hatte Mrs. Gervoise die Heirath zwischen Beatrice und Gilbert abbrechen sehen, obgleich nur wenige Worte darüber zwischen ihr und ihrer Tochter gewechselt worden waren. Sie hatte gehofft, daß, wenn die Liebenden sich wieder sähen, sie nachgeben und sich heirathen würden. Jetzt war sie bitter enttäuscht, als sie sah, daß Gilbert sie nicht wieder besuchte.

„Ich hoffe, Gilbert ist nicht krank," sagte sie eines Morgens zu ihrem Manne.

Sie sagte es mit Fleiß in Beatrice's Gegenwart, die, mit dem Zeichenbuch unter dem Arm, im Begriff stand, auszugehen und zu zeichnen.

„Ich hoffe nicht," entgegnete Mr. Gervoise mit väterlicher Zärtlichkeit. „Wollen wir ihn besuchen, Liebe?"

„Das würde ich sehr gern thun," entgegnete Mrs. Gervoise eifrig und sah Beatrice an.

„Du mußt ohne mich gehen, liebe Mama," erwiederte Beatrice mit ihrem freundlichsten Lächeln. „Ich muß heute Morgen das Kreuz zeichnen, so lange die Sonne darauf scheint."

Bei diesen Worten sah Beatrice Mr. Gervoise an und ihr Blick sagte deutlich:

„Versuche Dein Möglichstes gegen mich, Du kannst mich durch die süßeste Versuchung nicht mehr bestechen, als Du mich durch die grausamste Tyrannei besiegen konntest. Thue Dein Möglichstes!"

Sie wendete sich ab und ging mit leichten Schritten durch die großen, leeren Zimmer des alten Schlosses. Das letzte endete mit einer steinernen Treppe, die halbverfallen und mit Gras bewachsen war, Beatrice stieg sie hinab und trat in den grünen Obstgarten. Jenseits desselben fand sie eine große Wiese, die von hohen Hecken umschlossen und von Bäumen umgürtet war. Noch immer rasch voranschreitend, als ob sie ein eifrig ersehntes Ziel erreichen wolle, ging Beatrice durch das hohe Gras, eine sichtbare Bahn zwischen den wehenden Halmen zurücklassend. Endlich kam sie zu einem verfallenen Gitterthor, welches einst diesen Theil der Schloßgärten verschlossen hatte. Epheu, zarte Gräser, Kornblumen, deren Samen vom Winde dorthin getragen worden, wuchs auf den Säulen des Thores. Rohe Holzstämme, welche fremde Viehheerden vom Eintritt abhalten sollten, ersetzten die soliden, eisernen Stäbe, die früher dagewesen. Beatrice schlüpfte leicht durch diese Bar-

riere und stand in der wilden, einsamen Gegend, scheinbar meilenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt.

Nur ein Maler konnte diesen Ort ansprechend und schön finden. Neben dem Thorweg, inmitten einer Gruppe zitternder Eschen und Pappeln, stand ein altes, steinernes Kreuz, roh behauen, grau und verwittert. Ringsherum wuchs wehendes Korn, sich in goldener Linie vom blauen Horizont abgrenzend. Die beiden Säulen des Thores rahmten die grüne Wiese ein, über die Beatrice gekommen, darüber hinaus sah man die schimmernde See; von dem Schlosse war nichts zu erblicken, das hohe Gras und eine Erhebung des Bodens verbergen es so sicher, wie der größte Wald.

Beatrice war gekommen, um das Kreuz zu zeichnen, aber sie setzte sich auf die unterste der drei Stufen, warf das Zeichenbuch auf die Erde, stützte die Wange in die Hand und sah träumerisch vor sich hin. Der Wind blies stark; er kam mit der steigenden Fluth vom Meere her, aber obgleich er sie heftig umwehte, beachtete ihn Beatrice doch nicht. Sie befand sich gleichsam in einem tiefen, unruhigen Traum, weit von dem einsamen Kreuz, dem wehenden Korn und dem verfallenen Thore entfernt. Sie wunderte sich, warum die Jahre so eins nach dem andern vergingen und jedes seine Last von Kummer und Sorge mit sich brächte, warum endloses Aufopfern die Quintessenz des Lebens sei. Vergebens sah sie sich nach einem Ausgang um. Der unglückliche Irrthum, den ihre

Mutter durch die zweite Heirath begangen, verdammte sie zu endlosem Elend. So ist es stets, die Sünden, ja sogar die Irrthümer derer, die wir lieben, sind für uns so unheilbringend, wie für sie selbst. Wir sind durch unauflösliche, wenn auch oft unsichtbare Bande aneinander gefesselt. Vielleicht war der schlimmste Theil von Beatrice's Kummer der, daß sie so genau wußte, woher ihr unglückliches Loos rührte. Und während sie so traurig dort saß und fühlte, daß sie nicht einmal die Schwelle von Gilbert's Wohnung überschreiten dürfe, sah ihre Mutter, in Gilbert's Stuhl sitzend, sich mit ruhiger Neugier in dem Zimmer um, das er in seinen Briefen an Beatrice so oft beschrieben hatte.

Das Haus des jungen Doctors stand zwischen der Hauptstraße von Verville und dem klaren, kleinen Fluß, es war durch einen Garten voll Rosen vor dem Staube geschützt, nach dem Flusse hin aber frei und dessen Kühle zugänglich. Es war ein kleines Haus von rothen Ziegelsteinen, mit weißen, steinernen Fensterkreuzen und einer weinbewachsenen Fronte. Große Bäume umgaben es, ihm Schatten und Kühle spendend. Der Doctor war nicht zu Haus, als Mr. Gervoise und seine Frau kamen, und während ihr Mann im Garten auf und ab ging, trat Mrs. Gervoise in's Haus, sich auszuruhen. Eine Dienerin im mittleren Alter, in einer reinlichen, weißen Mütze und kurzem, schwarzen Rock und Jäckchen, hatte sie in das beste Zimmer des Doctors geführt. Es war sehr lang und

nahm die ganze Breite des Hauses ein. Mrs. Gervoise konnte, an dem altmodischen Feuerplatze sitzend, durch die Fensterscheiben die schönen Rosen am fernsten Ende des sonnigen Gartens und durch das offene Fenster an der anderen Seite des Zimmers die Weiden und den kleinen Fluß sehen, der die weißen Mauern des Gebäudes umspülte. Hohe Bäume warfen ein ruhiges, grünes Licht in diesen Theil des Zimmers. Die reich mit Eichenholz getäfelten Wände, der dunkle, glänzende Fußboden, die rothe Tischdecke, zwei mit Büchern bedeckte Regale, dies Alles gefiel den Augen der Mrs. Gervoise, die von dem Prunk in Carnoosie übersättigt waren.

„Ich wünschte, Beatrice wäre hier,“ dachte sie.

Oh, sie ahnte nicht, wie gut Beatrice das Zimmer kannte, nicht blos durch Gilbert's Beschreibung, sondern durch den wirklichen Anblick. Sie wußte nicht, wie oft Beatrice, wenn er in seinem Berufe aus war, am jenseitigen Ufer des schmalen Flusses gestanden und, hinter den Bäumen verborgen, durch das immer offene Fenster in das Zimmer geschaut hatte. „Und wer weiß denn,“ dachte das sanguinische Mädchen, „wer weiß denn, ob sich nicht noch Alles gut und glücklich endet?“ Dann sah sie sich selbst als die glückliche Frau des jungen Arztes. Sie zog diesen Traum Carnoosie vor, denn Carnoosie war Wirklichkeit; es war Mr. Gervoise und ihre Mutter — ihr Kerkermeister und ihre Kette. An Carnoosie denken, hieß an das denken, was nie sein durfte, aber Gilbert's

kleines Haus, das so ganz einem glücklichen Nestchen ähnelte, das war nur eine Idylle und von dem konnte sie träumen. Wie gut kannte sie den Stuhl, in dem ihre Mutter jetzt saß, den Fußboden, über den sie nie gegangen war, den ruhigen Winkel, auf den der grüne Schatten der jungen Bäume fiel. „Dort möchte ich sitzen und arbeiten,“ dachte Beatrice, „und hinaus auf den Fluß sehen, in dem sich die grünen Bäume spiegeln, möchte die Forelle auf dem Kiessand beobachten, und wenn es dann an der Gartenthür klingelte und der Haushund bellte, dann würde ich hinauseilen, um ihn zu begrüßen, und mir einen Kuß für meine Mühe holen, und wir würden glücklich miteinander sein!“

Wer bezweifelt das, Beatrice? Es würde ein Eden auf Erden sein — aber ach, Beatrice, glaube nicht, daß selbst das reinste Glück nicht um einen schweren Preis erkauft wird. Du hast in Deinem kurzen Leben viel Sorge kennen gelernt und glaubst, Glück sei ein freies Geschenk, Du weißt nicht, wie theuer es oft selbst den Begünstigtsten zu stehen kommt.

„Ich bin überzeugt, Beatricen würde dieses Zimmer gefallen,“ setzte Mrs. Gervoise in Gedanken hinzu, und da sich die Thür eben öffnete und Gilbert auf die Schwelle trat, als sie zu diesem Schlusse kam, so theilte sie ihm in ihrer kindischen Weise diesen Gedanken mit.

Gilbert hatte seinen Vater im Garten getroffen; aber ohne ihm zu erzählen, daß Beatrice nicht mitgekommen sei, hatte Mr. Gervoise zu ihm gesagt:

„Gilbert, lieber Junge, willst Du hineingehen und Mrs. Gervoise unterhalten? Aengstige sie nicht durch Fragen, aber laß mich wissen, was Du von ihrem Zustand denkst.“

Gilbert hatte gehorcht und sich, als er in's Zimmer trat, mit raschem Blicke umgesehen, in der Hoffnung, Beatrice darin zu finden; aber Mrs. Gervoise war allein und ihre ersten Worte zerstreuten die unbestimmte Hoffnung, die er von der Gegenwart seiner Geliebten gehabt.

„Mein lieber Gilbert, wie würde Beatrice dieses Zimmer gefallen,“ sagte Mrs. Gervoise, sich halb erhebend, „besonders dieser Theil hier am Fluß. Ich entsinne mich, sie sagte gestern, wenn sie hier ein Haus hätte, so möchte sie ein Fenster haben mit der Aussicht auf den Fluß und grüne Bäume davor.“

Ueber Gilbert's blasses Gesicht flog eine tiefe Röthe. Er errieth sogleich, daß Beatrice dieses ruhige Plätzchen gesehen haben müsse, und erinnerte sich, daß, als er eines Nachmittags, von Hitze und Anstrengung überwältigt, in seinem Stuhle eingeschlafen war, er durch ein Rascheln in den gegenüberliegenden Bäumen erweckt worden war. Hatte sie dort gestanden und ihn, Liebe und Verzweiflung im Herzen, gesehen, wie er oft in dunkler Nacht um das alte Schloß schweifte, um ihren Schatten an den Muslinvorhängen ihres Zimmers zu erspähen?

Die Gegenwart der Mrs. Gervoise ganz vergessend, blieb er einen Augenblick stehen, mit dem Ge-

fühl, als ob jeder Tropfen Blut ihm zum Herzen dränge, nur des einen Gedankens fähig: „warum trotzen wir nicht Allem und brechen nicht jede Fessel?"

„Denken Sie denn nicht, daß es Beatrice gefallen würde?" fragte Mrs. Gervoise, über sein langes Schweigen verwundert.

Gilbert raffte sich auf und lächelte:

„Ich hoffe doch," sagte er, „gefällt es Ihnen denn, Mrs. Gervoise?"

„O, wie sehr!" seufzte die ermüdete Frau, in ihren Stuhl zurücksinkend, „es ist so ganz anders, wie Carnoosie, und ich habe Carnoosie so satt."

„Fühlen Sie sich denn jetzt besser, als bei Ihrer Ankunft in Verville?" fragte Gilbert, sich neben sie setzend.

„Es gefällt mir in Verville besser und ich liebe die Veränderung, aber ich fühle mich nicht wohler. Ich fürchte, das wird nie der Fall sein."

Gilbert sagte ihr ein paar freundliche Worte. Mrs. Gervoise fand, wie alle Kranken, ein Vergnügen daran, von ihren Leiden zu sprechen. Er ließ sie ruhig reden, und als Mr. Gervoise eintrat, wußte Gilbert Alles, was er wissen wollte.

„Gilbert, komm, Du mußt mir etwas erklären," rief sein Vater und zog ihn mit hinaus.

„Nun?" fragte er dann mit ängstlich forschendem Blick.

„Mrs. Gervoise ist sehr unwohl."

Mr. Gervoise faßte krampfhaft den Arm seines

Sohnes und sah ganz erschrocken aus, wozu er auch Grund hatte. Mrs. Gervoise bedeutete für ihn so viel, wie Carnoosie und seine Annehmlichkeiten.

„Ist Gefahr vorhanden?“ fragte er schwach.

„Ich hoffe nicht — augenblickliche Gefahr ist allerdings nicht, aber sie ist sehr schwach. Sie kann noch Jahre leben, aber auch einmal plötzlich sterben.“

Mr. Gervoise wurde kreideweiß. Es erforderte seine ganze Willenskraft — und er besaß einen eisernen Willen — um den Schreck und die Furcht zu unterdrücken, mit denen er Gilbert's Worte hörte. Ueberlegend und Pläne machend, schwieg er eine Weile; endlich sagte er:

„Mein lieber Sohn, ich bin, wie ich nicht erst zu sagen brauche, erschrocken und betrübt. Mein Alter scheint einsam und verlassen werden zu sollen. Ach, Gilbert, warum heirathest Du Beatrice nicht?“

Er sprach mit väterlichem Pathos.

„Warum?“ gab Gilbert zurück. „Du weißt doch gewiß, warum?“

Er sprach mit bekümmertem Ernst, der nicht ohne Vorwurf war.

„Was habe ich denn verlangt?“ fuhr Mr. Gervoise sanft fort — „die wenigen Tausende, die sie mir schuldig ist, die aber von Beatrice zu verlangen, Stolz und Zartgefühl mir verboten, und eine Heimath in Carnoosie. Dann wären meine alten Tage erheitert worden. Nun wird Beatrice einen Anderen heirathen

und es ist Alles vorbei und ich muß als einsamer alter Mann sterben.“

„Mrs. Gervoise kann noch Jahre lang leben,“ sagte Gilbert, „sie braucht nichts, als ein ruhiges, glückliches Leben.“

„Ganz recht — ich thue mein Möglichstes.“

„Selbst der geringste Aerger kann ihr nachtheilig werden,“ fuhr Gilbert fort.

Sein Vater hörte ihn mißtrauisch an, erwiederte jedoch eifrig:

„O, natürlich! Ich muß es Beatrice sagen. Sie ist so sonderbar, weißt Du. Du wirst wissen, daß der Wahnsinn in der Familie Carnoosie erblich ist.“

Gilbert sah seinem Vater voll in's Gesicht.

Mr. Gervoise hob ruhig wieder an:

„Ich hoffe und glaube, daß Beatrice diesem Uebel entgangen, sie ist nur launenhaft, wie die Mädchen oft sind. O, mein lieber Junge, warum hast Du meine Worte nicht beachtet? Ich denke manchmal, diese Täuschung ist für sie zu groß gewesen.“

Gilbert lächelte traurig, als er den Urheber dieser Täuschung sie beklagen hörte.

„Wenn Du Deinen Entschluß widerrufen könntest,“ fuhr Mr. Gervoise nachdenklich fort, „so wäre es wirklich gut, Gilbert.“

„Willst Du Deine Bedingungen widerrufen?“ fragte Gilbert und seine Wangen glühten vor Erregung.

„Lieber Junge, überlege es Dir nur. Meine Ansprüche sind so einfach und gerecht.“

„Wir wollen nicht mehr davon reden,“ erwiederte Gilbert.

„Lieber Junge, Du bist wirklich zu hastig. Dies ist eine sehr ernste Angelegenheit — komm und besuche uns —“

„Nie,“ unterbrach ihn Gilbert mit einiger Anstrengung, „ich will Beatrice als ihr Bräutigam wiedersehen, oder gar nicht.“

„Das ist es ja — ich will ja auch, daß Du sie als ihr Bräutigam wiedersehen sollst.“

„Und ich will sie ohne Bedingungen heirathen, oder gar nicht,“ fuhr sein Sohn fort. „Du weißt recht gut,“ fügte er mit traurigem, wenn auch ruhigem Vorwurf hinzu, „daß, wenn ihre Mutter todt wäre, ich sie sogleich heirathen könnte.“

„Ich weiß, daß Beatrice ein undankbares Kind ist, aber ich dachte nicht, daß Du sie in ihrer Undankbarkeit unterstützen würdest.“

„Bitte, wir wollen den Gegenstand fallen lassen,“ sagte Gilbert sehr betrübt, „wir können doch nicht übereinstimmen.“

„Wir könnten wohl übereinstimmen, wenn Deine unkluge Uebereilung nicht wäre. Lieber Junge, Du wirst nie ein Geschäftsmann werden; Du müßtest doch einsehen, wie gern ich Dich befriedigen möchte. Es müßte sich doch einrichten lassen. Ich würde gern Schloß Verville von Dir kaufen; Mrs. Gervoise würde gern hier bleiben. Die Luft in Frankreich sagt ihr

zu, wie die englische mir zusagt — kurz, lieber Junge, wir könnten uns verständigen."

Mr. Gervoise sah seinen Sohn sehr freundlich durch die Brille an, aber wenn Gilbert ihn auch verstand, so gab er sich doch nicht den Anschein. Vielleicht war seit ihrer Unterredung in Carnoosie das Mißtrauen in sein Herz eingezogen und war nicht so leicht zu unterdrücken. Es paßte Mr. Gervoise jedoch, die Angelegenheit als abgemacht zu betrachten.

„Lieber Junge," sagte er, Gilbert's Hand zärtlich drückend, „ich bin froh, daß wir diese vertrauliche Unterredung gehabt haben. Wir können jetzt gerade aus gehen und nun will ich nach der lieben Mrs. Gervoise sehen."

Die liebe Mrs. Gervoise war, des Wartens müde, auf ihrem Stuhle eingeschlafen. Ihr Gatte weckte sie mit einer Zärtlichkeit, welche zeigte, wie sehr er sie zu schätzen wußte. Gilbert begleitete sie bis an die Gartenthür und fühlte sich, als sie fort waren, sehr einsam und verlassen. Er war hart, sehr hart, dieser unaufhörliche Kampf; ach, und er war recht nutzlos.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Gilbert lag diese Nacht im ersten Schlaf, als ihn lautes Klingeln am Gartenthor weckte. Er öffnete

das Fenster und fragte auf Französisch, wer da sei. Beatrice's Stimme antwortete englisch:

„Ich bin es, Gilbert — komm rasch, meine Mutter ist krank.“

„Bist Du allein, Beatrice?“

„Ja, ich wollte nicht erst auf Jemand warten.“

„Ich werde in fünf Minuten bei Dir sein.“

In kürzerer Zeit noch stand Gilbert angekleidet neben ihr. Er bot ihr den Arm und sagte, als sie rasch auf das Schloß zugingen:

„Fürchte nichts. Diese nächtlichen Anfälle sind bei ihrem Leiden nichts Ungewöhnliches.“

„Sie sind nicht gefährlich?“

„Durchaus nicht. Aber warum holte mich mein Vater nicht?“

„Er ist nach Tisch nach England abgereist.“

Gilbert wunderte sich über diese plötzliche Abreise, ohne zu ahnen, wie viel er dazu beigetragen, sie zu beschleunigen.

Mr. Gervoise fand seinen Sohn und seine Stieftochter viel zu kalt und es gelüstete ihn, ihr Glück zu befördern. Sie boten ihm Beide Trotz, und er war entschlossen, Beide zu besiegen. Wenn sie ihm mit sanftem, aber aufreizendem Lächeln trotzig entgegentraten, so bekundeten sie doch auch ihren Kummer durch die gleichen Symptome. Beide verriethen Zeichen von Fieber und Rastlosigkeit, die von einem unruhigen Gemüth sprachen, Beatrice aber am meisten. Gilbert war der Stärkere von Beiden und

ihm mußte deshalb eine Schlinge gelegt werden. Der junge Mann vermied Beatrice's Nähe, für diese kluge Motte war das Licht zu klar und sichtbar, es mußte daher in den Schatten gestellt und eine andere Lockspeise vorgehalten werden. Mr. Gervoise hatte Geschäfte in England und Aerger machte Mrs. Gervoise krank. Er benachrichtigte sie freundlich, es sei nicht seine Absicht, in Carnoosie zu bleiben, und nachdem er sie dadurch in einen Zustand gebracht, der Gilbert's Beistand nöthig machte, verließ er hastig Verville, Gilbert und Beatrice der unvermeidlichen Versuchung ihrer eigenen Herzen überlassend.

Mr. Gervoise würde selbst erschrocken sein, hätte er ahnen können, eine wie starke Dosis er seiner kränklichen Frau beigebracht. Gilbert wurde, als er in's Zimmer trat, von ihrem Anblick betroffen, und obgleich er Beatrice versicherte, daß keine Gefahr sei, so erwiederte er doch auf ihre Worte: „Du gehst heute Nacht nicht fort?" mit einem Nachdruck, der sie frappirte: „Gewiß nicht."

Sie wachten zusammen. Gilbert saß zu Füßen von Mrs. Gervoise's großem, viereckigem Bett, Beatrice am Kopfende desselben. Das Zimmer war groß und, ausgenommen wenn die Kranke vor Schmerz und Fieber wimmerte, sehr still. Eine Nachtlampe brannte in ihrer Nähe mit schwachem Licht, den übrigen Raum dunkel lassend. Das Kissen, auf dem das erhitzte Gesicht der Mrs. Gervoise ruhte, und die weiße Bettdecke leuchteten in dem dunkeln Zimmer, aber um die

langen Vorhänge lagen tiefe Schatten, und Gilbert konnte Beatrice kaum sehen. Sie hatte sich im Stuhle zurückgelehnt, die eine Hand war in ihren vollen Locken vergraben, die andere ruhte auf dem Bette ihrer Mutter. Aber was der junge Doctor nicht erkennen konnte, das errieth er. Er kannte das schöne, von den leuchtenden Augen erhellte Gesicht so genau. Die graziöse Wendung des jugendlichen, weißen Nackens, die runden Schultern, das alles kannte er, und er war sechsundzwanzig Jahre alt und brauchte nur zu sprechen, so würde Beatrice, glücklich und zärtlich, mit Freuden die Seine geworden sein.

Gilbert ging ernstlich mit sich selbst zu Rathe. War es nicht schreckliche Thorheit, ein so wahres, reines und tiefes Glück wegzuwerfen? Welche phantastische Vorstellung von Ehre, welches falsche Pflichtgefühl hielt ihn zurück? Carnoosie war groß — konnte nicht eins seiner Zimmer ihn und Beatrice bergen? Was verlangten sie denn mehr, als sich zu besitzen und die ganze übrige Welt zu vergessen? In dem herrlichen, von alten Bäumen beschatteten Park gab es manches reizende Versteck für glückliche Liebende, wahre Stätten des Glückes, in die Niemand eindringen konnte.

Gleichwie sich jedoch der Ritter von den gefährlichen Reizen der Gärten Armida's losriß, so erwachte Gilbert seufzend aus seinem süßen Traum. Nein, Carnoosie war nicht groß genug, um unter jenen Bedingungen ihn und seinen Vater zu umfassen, und

so schön auch die schattigen Verstecke sein mochten, so liebevoll und zärtlich auch Beatrice war, so fühlte doch Gilbert mit Mannesstolz und allem Stolz der Liebe, daß er nicht für ein solches Geschick geboren sei.

Aber er konnte nicht umhin, sich der Unterredung zu erinnern, die er an diesem Morgen mit seinem Vater gehabt, und bei dem Erinnern überlegte er, ob es denn keinen anderen Ausweg gäbe. Ach, welch' ein Traum stieg da vor ihm auf, welche Versuchung schlich sich in sein Herz!

„Beatrice," sagte er leise.

Mrs. Gervoise schlief. Beatrice stand auf und ging zu Gilbert, der sie an das offene Fenster führte.

„Beatrice," sagte er leise, „wenn es möglich wäre — wolltest Du?"

Sie verstand ihn und wunderte sich über die Frage.

„Ja, Gilbert," erwiederte sie aufrichtig, „Du weißt, daß ich wollte."

Er konnte es sich nicht versagen, ihre Hand zwischen die seinigen zu nehmen und zärtlich zu drücken. Dann sprach die Erinnerung, das Gewissen und der Stolz wieder und er ließ seufzend Beatrice's schlanke Finger los.

„Ach! aber es ist unmöglich," rief er leise, „achte nicht darauf, wenn ich so etwas sage."

Beatrice war zu edelmüthig, ihn zu fragen, sondern ging still an das Bett ihrer Mutter zurück.

Am nächsten Tag war Mrs. Gervoise viel besser,

aber Gilbert gab, obgleich er in sein Haus zurückkehrte, die Besuche im Schloß nicht auf. Er konnte und wollte es vielleicht auch nicht. Manchen Kelch des Glückes können wir, wenn er uns geboten wird, nicht unberührt auf die Erde gießen.

So begegneten sie sich denn wieder und der Plan des Mr. Gervoise kam zur Ausführung. Beatrice errieth seinen Zweck, gewann es aber nicht über sich, ihm entgegen zu arbeiten. Er wollte versuchen, ob seine Abwesenheit nicht bewirken könne, was seine Gegenwart verhindert hatte. Sie wußte, daß es ihm mißlingen mußte, daß Gilbert unbesiegbar war, und doch war es so süß, mit ihm allein zu sein; dem bösen Auge fern, das jede Freude entweihte, dessen Zeuge es war. Es kam Vieles so, wie Mr. Gervoise es erwartet hatte. Gilbert kam anfangs nur, weil seine Stiefmutter krank war, später, weil er nicht leben konnte, ohne Beatrice zu sehen. Wiederum verkehrten sie mit der Freiheit glücklich Liebender mit einander. Sie schlossen die bittere Ueberzeugung aus, daß die Heirath ihnen verboten oder doch noch unendlich fern sei, sie fühlten nur den Reiz der Gegenwart und gaben der ihnen so nahe gelegten Versuchung nach.

Gilbert besuchte Mrs. Gervoise jeden Morgen. Manchmal fand er sie auf der grünen Wiese, dem früheren Schloßgarten, spazieren gehend, und wenn es ihm nicht an Zeit gebrach, so weilte er lange bei ihr und Beatrice. Sie bat ihn nie, länger zu bleiben, benutzte aber verschwenderisch alle die hundert kleinen

Kunstgriffe, die einem liebenden und geliebten Mädchen zu Gebote stehen, um ihn zurückzuhalten. Gilbert sah und fühlte es und gab nach, denn von all' den Ketten, die ihn banden, war Beatrice's Liebe die schönste und stärkste. Seine Jugend war einsam, traurig und liebeleer gewesen, und jetzt spendete ihm dieses edle, junge Wesen ihre Liebe mit verschwenderischer Freigebigkeit. Sie wußte, daß er sie nicht heirathen würde, weil er es seiner Ehre halber nicht thun konnte, und sie war durch seine Weigerung weder gekränkt, noch beleidigt. Mit einem Edelmuth, der dem seinigen gleich kam, bestärkte sie ihn in seinem Widerstand und mit der unselbstsüchtigen Zärtlichkeit einer ächten Frauenseele gab sie ihm freiwillig, ohne Hoffnung auf Glück, die Liebe, nach der Andere so eifrig gestrebt haben würden. Es lag eine Großmuth in ihrer Beständigkeit, die Gilbert in tiefster Seele rührte.

„Du hast einen königlichen Charakter, Beatrice," sagte er einst zu ihr, „Du bist eine ächte Königin, Zoll für Zoll."

Beatrice lachte und suchte eine unbefangene Miene anzunehmen, aber ihre Wangen glühten, denn sie verstand recht wohl, wie er es meinte.

Gilbert kam jeden Abend nach der Mahlzeit zu den Damen, blieb in ihrem Zimmer oder ging mit ihnen spazieren, bis die Nacht hereinbrach und es Zeit wurde, sich zu trennen. Es waren glückliche Abende, wie sie bis dahin Keines von ihnen gekannt hatte.

„Es ist eine zu angenehme Zeit, als daß sie Dauer haben könnte,“ dachte Beatrice, wenn sie ihn ansah oder auf seine Worte lauschte, „ich weiß, daß es so nicht fortgehen kann. Es ist mir jetzt zu Muthe, wie oft im Traume. Da wandere ich auch an herrlichen Orten umher, in wahren Gärten der Hesperiden, wo die goldenen Aepfel glänzen, und ich fühle, wie köstlich es ist, weiß aber doch die ganze Zeit über, daß ich nur träume. Es ist herrlich, und Mr. Gervoise ist ein wunderbarer Zauberer, der die Kraft seiner Zaubermittel kennt, aber es ist doch Alles nur Traum und es wäre Unrecht, wenn wir es vergäßen. Ich möchte wissen, ob er dies wohl jemals thut?“

Sie wagte nicht, ihn zu fragen, erfuhr aber, wie weit es Gilbert eines Abends vergaß.

Mrs. Gervoise hatte einen für sie ziemlich weiten Spaziergang gemacht. Sie war durch das Thal gegangen und hatte in Gilbert's Hause ausgeruht. Beatrice war auch mit dort eingetreten, nicht zum ersten Male; ihre Gegenwart dort, die seiner kleinen Wohnung den Reiz einer eigenen Häuslichkeit verlieh, hatte Gilbert's ganze Weisheit und klugen Vorsätze in den Wind geweht. Er hörte ihrem Spiel am Clavier zu, er lauschte ihren Schritten, er beobachtete ihre leichten, graziösen Bewegungen, als sie ihrer ermüdeten Mutter eine Tasse Thee zubereitete, und wieder kamen ihm die deutlichen Winke in's Gedächtniß, die sein Vater hatte fallen lassen.

„Die Mama hat sich ausgeruht — wir können

auf die Düne gehen," sagte Beatrice, zu ihm herantretend.

„Gehen! warum gehen?"

Sie sah ihn überrascht an. Er fuhr im Tone unterdrückter Leidenschaft fort:

„Ich kann es nicht ertragen, Dich das Haus verlassen zu sehen, Beatrice."

Beatrice, die bis in's Innerste ihres Herzens betrübt war und nicht wußte, was sie erwiedern sollte, wendete sich nach dem Fenster, Gilbert folgte ihr.

„Du weißt, was ich meine, Beatrice. Ich kann es nicht ertragen — Du mußt entweder meine Frau werden, oder wir müssen uns wieder trennen!"

Er erhob seine Stimme; Beatrice legte warnend den Finger auf den Mund, denn ihre Mutter hätte es hören können, und sie durfte nicht beunruhigt werden. Still ging er zu Mrs. Gervoise, sie verließen alle drei das Haus und schlugen den Weg nach der Düne ein. Freundliche Bilder und Klänge traten ihnen im Dorfe entgegen. Die Frauen saßen spinnend vor den Thüren, die Männer tränkten das Rindvieh am Teiche, auf dem Enten und Gänse schnatterten. Die Kinder jauchzten und lärmten im wilden Spiel, der kleine Fluß murmelte, rauschend drehten sich die Mühlräder, überall begegnete Gilbert's Auge armen Hütten, in denen fleißige Arbeiter mit den Frauen ihrer Wahl in Liebe und Frieden wohnten. Ein- oder zweimal sah er Beatrice an, aber sie senkte die Augen und wich seinem Blicke aus.

Ein Weg, der sich zwischen Hagedornhecken hinschlängelte, führte sie nach der großen, fruchtbaren Ebene, die sich bis zu den Klippen erstreckt. Der Abend war sehr ruhig, die Ebbe eben eingetreten und eine lange Uferlinie rahmte die zurückweichende See ein. Mrs. Gervoise war müde geworden und setzte sich auf die unterste Stufe eines hölzernen Kreuzes, das sich einsam in der Klippenwüste erhob, ein Erinnerungszeichen an das große Mysterium unsrer Erlösung. Beatrice blieb eine Weile bei ihr, dann sprang sie auf und rief:

„Ich muß mir die Meerpflanzen suchen, die mir noch fehlen," und sie ging weiter und weiter, bis eine Erhöhung des Bodens sie dem Anblick ihrer Mutter entzog, dann warf sie sich in das Gras, verhüllte das Gesicht und weinte und schluchzte laut.

„Beatrice," sagte Gilbert's Stimme.

Sie blickte auf. Er saß neben ihr und sah sie mit bekümmerter Miene an, schien aber nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Bin ich es gewesen, der Dich so betrübt hat?" fragte er endlich.

„Nein. Du sprachst nur aus, was Du fühltest und was ich des Tages zehn Mal fühle. Gilbert, wir sind wahnsinnig gewesen — wir müssen uns trennen!"

„Trennen!" wiederholte er mit unwillkürlicher Bitterkeit, „wie bereitwillig Du zu diesem Schlusse kommst, Beatrice!"

„Was soll ich thun?“

„Was, fragst Du? Beatrice, es ist hart und um so härter, als es so leicht sein könnte. Wir sind beide unsre eigenen Herren. Laß uns nur das eine Wort sagen und in einigen Tagen traut uns der Bürgermeister in dem Haus dort unten und der Priester giebt uns in der kleinen Kirche dort seinen Segen.“

„Ja, das weiß ich Alles, Gilbert, aber ich kann meine arme Mama nicht verlassen. Ich könnte mit Mr. Gervoise zusammenwohnen und sogar leben, wie ich wollte, denn ich glaube, er fürchtet mich, aber meine Mutter scheint dazu geboren, sich unterdrücken und mißhandeln zu lassen, und ich muß in ihrer Nähe bleiben, um sie zu schützen.“

Gilbert sprang auf und ging aufgeregt auf und ab.

„Beatrice,“ sagte er, als er wieder zu ihr trat, „dies muß aufhören. Wir sind nur Menschen und handeln, als ob wir Engel wären — mehr als Engel, der Versuchung nicht zugänglich. Wenn wir nur eine Hoffnung hätten, Beatrice, so würde ich mich nicht grämen. Zwanzig Jahre Knechtschaft im Hause Laban's würden mir nicht zu hart scheinen, wenn ich Dich nur endlich dadurch gewänne. Aber so wie es ist — o! Beatrice, das ist nur Lea und keine Rahel, nur bittere Dienstbarkeit und keine Hoffnung auf Befreiung. Liebe, liebe Seele, wir müssen uns trennen!“

Seine kummervolle Stimme ging Beatrice zu Herzen. Sie vergrub das Gesicht in die Hände;

als sie es wieder erhob, war es in Thränen gebadet.

„Trennen!“ sagte sie — „trennen!“

„Beatrice,“ rief er, ergriff ihre Hand und drückte sie heftig, „es giebt noch eine Alternative, aber ich wage nicht, sie vorzuschlagen. Beatrice, Dein Vater will mir Euch Beide, Dich und Deine Mutter, hier in Verville lassen.“

„Will er das?“ rief Beatrice mit plötzlicher Freude.

„Ja, Beatrice, kannst Du aber Carnoosie verlassen?“

Beatrice erröthete, antwortete aber — „Warum nicht?“

„Warum nicht?“ wiederholte er; „o Beatrice, denke, wie ganz anders es hier ist!“

Beatrice lächelte.

„Beatrice,“ sagte er aufgeregt, „noch an meinem Todestage will ich Dich dafür segnen, denn ich muß Dich beim Worte nehmen, Beatrice. Ich kann nicht länger ohne Dich leben — ich kann nicht!“

In seinen Worten lag ein Gemisch von Leidenschaft und Sehnsucht und er sehnte sich auch wirklich nach ihr. Der Durst und das Verlangen nach Liebe waren ihm bis in's Herz gedrungen und hatten ihm, wenn auch nicht Alles, so doch wenigstens Vieles vergessen lassen, an das er hätte denken sollen.

„Habe ich Dein Versprechen?“ fragte er.

„Ja, Du hast es.“

„O, Beatrice, wie kann ich Dich beim Worte nehmen? Du forschest mich nicht aus — Du fragst mich nichts."

„Nein, ich möchte lieber nichts wissen. Laß mich mit verschlossenen Augen einhergehen, Gilbert!"

Sie stand neben ihm, sich auf seinen Arm stützend, in ihrem ganzen Wesen lag die vertrauende Zärtlichkeit einer Frau gegen ihren Mann. Gilbert sah sie an und fühlte sich unendlich glücklich.

„Gefällt Dir Verville aber auch wirklich?" fragte er. „Was willst Du in dem Hause ändern?"

„Nichts; es ist Dein und daher vollkommen."

„O, Beatrice," erwiederte er lächelnd, „aber Du mußt doch etwas ändern, mir zu Gefallen ändern, etwas, von dem ich dann sagen kann, Beatrice wollte es so haben!"

Lächelnd blickte Beatrice auf das Haus des jungen Doctors hinab. Die rothe Esse hob sich von den grünen Bäumen ab und sendete eine blaue Rauchsäule zu dem grünenden Hintergrund.

Wie klein war diese Heimath, wenn sie an Carnoosie dachte, aber welche glückliche Häuslichkeit wollte sie daraus machen.

Und als Beatrice an dieses Glück dachte, auf das sie kaum mehr gehofft, da es so unerreichbar schien, und das ihr jetzt so nahe gerückt war, so schmolz ihr das Herz. Ach, vollkommenes Glück ist so süß und deshalb Sterblichen nicht bestimmt. Es muß immer eine Störung geben, aber Beatrice dachte

für diesen Augenblick an keine. Die entnervende Süßigkeit des neuen Liebeslebens, das vor ihr lag, schlich sich durch ihre Adern. Alle Kraft, jede edle Aufopferungsfähigkeit verließ sie. Sie dachte nur an Gilbert's Haus, und dieser Sitz der Liebe schien jedes ihr bekannte Glück zu umschließen. In diesen ruhigen Zimmern einherzuwandern, die zwischen dem Fluß und dem blühenden Rosengarten lagen, ihn täglich, stündlich zu sehen, ihm zu gehören, wie er ihr gehören würde, nur davon träumte Beatrice, als sie jetzt an seiner Seite stand und auf das Haus hinabsah, das sie bald seine Herrin nennen sollte.

Gilbert theilte ihre Bezauberung und dachte erst an Mrs. Gervoise, als er ihre Stimme ängstlich rufen hörte:

„Beatrice, Beatrice, wo bist Du denn?"

„Hier, liebe Mama," rief Beatrice und lief ihr entgegen, „aber Meerpflanzen habe ich nicht gefunden."

Ihr Ton war leicht und heiter. Vergeblich suchte Gilbert, als er für einen Augenblick aus seinem seligen Traum erwachte, bei ihr ein Zeichen des Kummers oder der Reue, ihre Stirn blieb klar, ihre Augen lächelten. So liebevoll und zärtlich, wie immer, reichte sie Mrs. Gervoise den Arm und unterstützte auf dem Heimweg ihre schwankenden Schritte. Gilbert unterdrückte, als er sie so heiter und glücklich sah, jeden aufdämmernden Vorwurf und fühlte, neben ihr hergehend, nur, daß Beatrice endlich ihm gehörte.

Er blieb diesen Abend lange bei ihnen. Die

Vorahnung des kommenden Glückes verlieh ihm eine Beredsamkeit, die Mrs. Gervoise blendete und in Verwunderung versetzte, sie war bei Gilbert etwas so Ungewöhnliches und, was Beatrice am meisten zu Herzen ging, sie sagte ihr so offenbar, was er fühlte. Er konnte sich nicht entschließen, zu gehen, mochte er thun, was er wollte, und ein- oder zweimal, als er den Versuch machte, hielt ihn Mrs. Gervoise mit der eifrigen Bitte zurück:

„O! bleiben Sie doch noch — es ist ja so hübsch, wir sind ja so glücklich, nicht wahr, Beatrice?“

Beatrice gab keine Antwort, aber ein verstohlenes, geheimnißvolles Lächeln spielte um ihre rosigen Lippen und darin lag für Gilbert Beredsamkeit genug.

Endlich erhob er sich, die Kirchenuhr schlug eben zwölf und Mrs. Gervoise war, so gut sie sich auch unterhielt, doch müde. Beatrice begleitete ihn die Treppe hinunter, wie sie es oft that, wie sie am ersten Abend ihrer Ankunft in Verville gethan hatte. Als sie die letzte Stufe erreichten, wendete er sich zu ihr.

„Beatrice,“ sagte er, „habe ich Dein Versprechen?“

Beatrice, die den Leuchter noch in der rechten Hand hielt, legte die linke auf seine Schulter und sah ihm in's Gesicht. Sie sprach nicht, aber was ihre Lippen nicht sagten, das verrieth ihr ganzes Aussehen. Sie war in diesem Augenblick nicht blos seine Geliebte, sondern seine Frau, er nicht ihr Geliebter, sondern ihr theurer Herr und Gebieter. Es lag eine

Einfachheit, ein Vertrauen und eine Liebe in ihrem Wesen und ihren Mienen, die stärker war, als alle Gelübde und die Gilbert tief empfand. Er drehte sich nach der Hand um, die noch auf seiner Schulter ruhte, und drückte seine Lippen darauf.

„Ich bin Dein — ganz Dein,“ sagte sie sehr ernst, „und ich wünschte,“ fügte sie heiterer hinzu, „daß ich um Deinetwillen nicht blos eine Beatrice wäre, sondern zehn!“

Gilbert blickte lachend in die Höhe.

„Welchen Sultan Du aus mir machen würdest — zehn Beatricen!“

Aber Beatrice wußte, was sie damit sagen wollte. Ach! sie würde gern zehnmal mehr für ihn gethan haben, als sie für ihn zu thun gedachte. Sie mußte ihm sagen, daß er gehen und sie verlassen solle, er würde bis zum Morgen dort gezögert haben, um mit ihr zu sprechen, und als er ging, das Thor sich hinter ihm schloß, er die Allee hinab und durch das mondbeleuchtete Dörfchen schritt, war es ihm zu Muthe, als ob ihn die Luft trüge. Er konnte nicht in seine eigene Wohnung gehen. Unruhig vor Glück, ging er in den stillen Straßen auf und ab. In wenigen Wochen war Beatrice sein, sie hatte es gesagt und er wollte sie beim Worte halten. Keine liebevolle Entschuldigung, keine mädchenhafte Scheu sollten ihn von seinem Vorsatz abbringen. Sie war schon jetzt sein durch die heiligen Bande der Liebe und er gedachte sie nicht loszulassen. Seines Vaters Einwil-

ligung war er sicher, der der Mrs. Gervoise eben so gewiß — es gab jetzt kein Hinderniß mehr, da das lange und, wie es schien, eitle ihres eigenen Willens gebrochen war; nichts, was sie am wahren Glücke hätte hindern können. Und so wanderte denn Doctor Gilbert Gervoise, wie wir schon sagten, in dem stillen Dörfchen umher, wo Alles im tiefsten Schlafe lag, bis ein Hund ihn ausfindig machte und bellte und die Herrin des Hundes, eine decente Wittwe, erschrocken aufstand, an's Fenster trat und ganz erstaunt war, in diesem nächtlichen Spaziergänger den jungen Doctor zu erkennen. „Was kann er wohl dabei denken?" Ja, was? Woran dachten Sie denn, Madame Blondel, vierzig Jahre früher, eine Woche vor Ihrem Hochzeitstag? Haben Sie es jetzt ganz vergessen, ist es, gleich den Träumen Ihrer Kindheit, mit der Vergangenheit untergegangen, eine kindische Erinnerung? Und können Sie keine solche Thorheit mit dem ruhigen, blonden, jungen Mann in Verbindung bringen, in dessen Händen die physische Wohlfahrt von Verville ruht? Ruhig! jetzt ist er nicht ruhig. Jeder von uns hat seine Fiebertage und für ihn sind sie jetzt gekommen.

Neununddreißigstes Kapitel.

„Liebe Mama," sagte Beatrice zu ihrer Mutter, als sie, nachdem Gilbert sie verlassen, zu dieser zurückkehrte, „möchtest Du mit Gilbert und mir in Verville wohnen bleiben?"

„Liebes Kind!"

„Ja, Liebste, ich stehe im Begriff, ihn zu heirathen, vorausgesetzt, daß Du bei uns leben willst."

„Mr. Gervoise wird nie einwilligen."

„O, er wird es doch thun," erwiederte Beatrice ziemlich bitter, „Gilbert wird ihn bestechen."

Es dauerte geraume Zeit, ehe Mrs. Gervoise begriff, welchen Wechsel Gilbert und Beatrice beabsichtigten, aber endlich verstand sie es und erklärte sich unter Thränen der Aufregung bereit, bei ihnen in Verville zu bleiben.

„O Beatrice!" konnte sie nicht umhin, hinzuzufügen, „welche arme Partie!"

„Arm! er ist zehn Mal zu gut für mich, Liebste. Wie kann er, der so edel, so vollkommen ist, mich lieben? Wir sind jedoch alle schwach und seine Schwachheit ist die, daß er mich liebt."

„O liebes Kind," seufzte ihre Mutter, „sieh Dich vor. Sieh ihn nicht besser, als er ist, das wird Dich anspruchsvoll und dadurch ungerecht machen."

Ungerecht gegen Gilbert! Beatrice lächelte bei dem Gedanken.

„Du kennst ihn nicht, wie er ist, liebe Mama,“ sagte sie mitleidig, „aber ich kenne ihn und von der Kindheit bis zum Mannesalter ist Gilbert immer vollkommen gewesen — vollkommen in all’ den Tugenden, die der Probirstein eines Mannes sind. Keine Gemeinheit, keine unedelmüthige Regung hat je sein edles Herz befleckt.“

Mrs. Gervoise schlug die Hände zusammen. „Liebes Kind, Du machst einen Gott aus ihm.“

Beatrice lachte.

„Gilbert ist kein Gott,“ sagte sie heiter, „oder wenn er es ist, so ist er ein heidnischer Gott, denn er besitzt eine arge Schwachheit, Mama — er liebt die sterblichen Frauen.“

„Aber, liebes Kind, Du stehst ihm doch gewiß gleich — Du bist jung und hübsch.“

„Das ist es eben,“ unterbrach sie Beatrice, beinahe betrübt, „ich fürchte, Gilbert liebt mich so, weil ich, wie Du sagst, jung und hübsch bin. Er ist ein Mann und darin ein ächter Mann. Ich will nicht sagen, daß er mich nur deshalb liebte, aber doch würde ohne diese Eigenschaften selbst Gilbert, der gute und kluge Gilbert, nicht nach mir fragen.“

„Aber, liebe Tochter,“ warf ihre Mutter ein, „es ist doch sehr natürlich, daß ein junger Mann Tugend und Schönheit liebt.“

„Allerdings ist das natürlich,“ sagte Beatrice trotzend, „aber Gilbert sollte nicht natürlich sein —

er sollte übernatürlich sein, weißt Du. Natürlich kann Jeder sein!“

Beatrice sah außerordentlich hübsch aus, als sie sich in diesen hochfliegenden Redensarten erging. Ihre Wangen glühten, ihre dunklen Augen leuchteten wie Diamanten, und als sie sich rasch umwendete, erblickte sie ihr eigenes Gesicht in einem alten, grünlichen Spiegel über dem Kamin. Selbst diese angelaufene Glasfläche spiegelte ihr Gesicht in einer Gluth und Schönheit zurück, deren sich Beatrice selbst bewußt werden mußte. Beatrice war für gewöhnlich nicht eitel, aber jetzt stieg doch ein wohlgefälliger Gedanke in ihr auf. Sie war jung und gewiß auch hübsch — warum sollte sie von dem armen Gilbert verlangen, daß er es nicht bemerkte? Dies war, gering gesagt, Thorheit. Lächelnd wendete sie sich zu ihrer Mutter und sagte:

„Welchen Unsinn habe ich gesprochen, Mama! — Und wie lange ich Dich aufhalte! O, ich bin selbstsüchtig — sehr selbstsüchtig!“

Sie küßte ihre Mutter und bot ihr gute Nacht. Mrs. Gervoise schlief diese Nacht sehr wenig, Beatrice dagegen fest und gesund; als sie ziemlich spät erwachte, hörte sie unten Gilbert's Stimme. Er frug nach ihr, und als man ihm sagte, daß sie noch nicht auf sei, sagte er, er wolle hinausgehen und sie im Obstgarten erwarten. Beatrice kleidete sich rasch an, um hinuntergehen zu können.

Er hörte sie weder die steinernen Stufen herab-,

noch über den thauigen Rasen zu sich herankommen. Er wurde sich ihrer Gegenwart erst bewußt, als sie neckisch sagte: „Nun, Sir," da drehte er sich um und erblickte ihr frisches, lächelndes Gesicht. Ruhig, zärtlich und zuverlässig, als ob sie schon seit Jahren sein eigen sei, nahm er ihren Arm und trug ihr, sie unter die grünen Bäume führend, sein Anliegen vor.

„Willst Du heute Morgen mit Mrs. Gervoise zu mir kommen, Dir meine Wohnung ansehen und sagen, was daran geändert werden soll?"

„Du bist in diesem Punkte sehr hartnäckig," sagte sie heiter, „nun, Dir zu Gefallen werden Mama und ich kommen und Dein Haus besichtigen, Sir."

„Dann werde ich zu Hause sein. Jetzt muß ich Dich verlassen — ich muß meine Morgenbesuche machen."

„So geh' und thue Deine Pflicht. Der Gedanke macht mir Freude, daß Du kein fauler Schmetterling bist — wie ich selbst — sondern ein wirklicher Arbeiter."

„Schmetterlinge haben in der Schöpfung auch ihren Nutzen," erwiederte Gilbert ernst.

„Ihren Nutzen — ich bitte Dich, welchen?"

„Sie sind schön anzusehen," erwiederte er, ihr voll in's Gesicht blickend, „und angenehm zu fangen und zu besitzen," fügte er hinzu und legte sanft und zärtlich seine Hand auf ihren Arm.

Ein rosiges Erröthen breitete sich über ihre Wangen, dann nahm ihr Gesicht einen traurigen Ausdruck an und sie wendete den Kopf halb weg.

„Nun, was ist Dir?" fragte er schnell.

„O, Gilbert!" erwiederte sie heftig, „ich muß Dir die Wahrheit sagen. Ein Gefühl, das durchaus nicht angenehm ist, quält und verfolgt mich unaufhörlich. Du hast mich nie gesucht, Gilbert, obgleich ich weiß, Du liebst mich, und das Vergnügen, das in dem Suchen liegen mag, habe ich Dir nicht bereitet. Ich war es, Gilbert, ich war es, die Dich suchte, und ich bin nicht ganz sicher, ob Du mich überhaupt heirathen würdest, wenn Du es ändern könntest. Ich bin es immer, Gilbert, die Dich anspornt."

Gilbert sah sie in stummer Ueberraschung an.

„Ich spreche wohl rechten Unsinn," sagte Beatrice erröthend.

„Das thust Du allerdings," unterbrach er sie lächelnd, „kostbaren Unsinn, meine kleine Beatrice — Unsinn, den ich nicht einmal widerlegen werde, denn das ist er nicht werth. Wir wollen das Gleichniß vom Schmetterling fallen lassen, da es Dir nicht gefällt, und ich will Dir eine wahre Geschichte erzählen. Ein wunderschöner Vogel wiegte sich einst Tag für Tag auf dem Baum vor meinem Stubenfenster. Ich hätte ihm Schlingen legen können, aber ich wollte nicht und wagte es nicht, denn ich hätte ihn tödten oder so erschrecken können, daß er davon geflogen wäre, aber ich ließ in stiller Hoffnung das Fenster offen, endlich flog er herein, ich fing ihn und that ihn in einen Käfig. Beatrice, glaubst Du, daß ich ihn weniger liebte, weil ich wartete, bis er in stillem

Vertrauen zu mir geflogen kam und mir die Freiheit opferte, die ich ihm nicht nehmen konnte, denn was hätte ich ihm dafür bieten können? Etwas Futter und einen ärmlichen Käfig."

„Ist das eine wahre Geschichte?" fragte Beatrice ernst.

„Du sollst den Vogel sehen, wenn Du kommst, Du Ungläubige!"

„Aber es war kein wilder Vogel?"

„Natürlich nicht, vermuthlich hatte er einen unfreundlichen Herrn, zerriß seine Bande und kam dann, der reizlosen Freiheit müde, zu mir."

„Er hätte nicht besser thun können, Gilbert," sagte Beatrice, „hätte er wohl hoffen dürfen, einen freundlicheren Herrn zu finden, als Dich?"

Arme Beatrice! Sie mußte so reden, wie ihr Herz es ihr eingab, und kam immer wieder zu der Sprache liebevoller Bewunderung zurück. Gilbert hätte kein Sterblicher sein müssen, um die Süßigkeit dieser zärtlichen Schmeichelei nicht zu fühlen. O, es war köstlich, so von diesem schönen, jungen Wesen geliebt zu werden, das, mochte es nun wollen oder nicht, ihm immer wieder seinen Stolz zu Füßen legte und das trotz aller Unterwerfung doch die natürliche Anmuth der Freiheit beibehielt. Seine Augen strömten eine leidenschaftliche Zärtlichkeit aus, die Beatrice selten in ihnen gelesen hatte — denn Gilbert's Gefühle waren für gewöhnlich still und tief und seine Stimme bebte vor Erregung, als er sagte:

„Täusche mich nicht, Beatrice! Verlaß mich nicht oder stoße mich nicht in der elften Stunde von Dir! Ich könnte es jetzt nicht ertragen!“

„Und warum sollte ich das thun?“ fragte Beatrice überrascht.

„Ich weiß nicht; aber Du bist noch nicht meine Frau, Beatrice. Das Fenster steht offen, aber der Vogel sitzt noch draußen auf dem Baume. Wenn ihn nun etwas verscheuchte, was dann?“

„Von Dir nie, Gilbert,“ entgegnete Beatrice warm, „wenn ich heute Morgen noch Deine Frau werden könnte, ich würde es, nicht aus Liebe zu Dir, Sir,“ fügte sie lächelnd hinzu, „sondern weil ich das harte Leben des Kampfes, das ich führe, satt habe — o so sehr satt; weil ich mich sehne, mit selbstsüchtiger Sehnsucht, alle meine Sorgen auf Dich zu werfen, sicher und warm im Neste zu schlafen, während Du draußen für mich strebst und kämpfst — mein Herr, wenn Du so willst, aber auch mein verpflichteter Beschützer!“

Ach, hätten sie nicht mitten im Obstgarten gestanden, wo alle Fenster des Schlosses wie eben so viele wachsame, spionirende Augen auf sie herabsahen, wie innig würde er sie an sein Herz geschlossen und ihr mit zärtlichen Liebkosungen und Küssen gelobt haben, ihr der wahre Herr und liebevolle Beschützer zu werden, nach dem sie sich so sehr sehnte. So aber sah er sie nur mit feuchten Augen an und die Hand,

welche die ihrige umschloß, bebte, als sich ihre Finger im Druck begegneten.

„O, Beatrice! Beatrice!“ sagte er, „Gott hat Dir eine Sprache gegeben, die das Herz jeden Mannes zu bezaubern vermag.“

„Weil ich spreche, wie ich fühle,“ entgegnete Beatrice lächelnd, „und jetzt schlägt die Kirchenuhr eben drei Viertel auf Neun. Wie lange sollen die Patienten des Doctor Gervoise noch warten?“

Doctor Gervoise machte ein unzufriedenes Gesicht. Er hatte nur Gedanken an junge Liebe, Schmerz und Krankheit widerstrebten ihm in diesem Augenblick, mit einem Seufzer unterdrückte er jedoch dieses selbstsüchtige Gefühl und zu der gesetzten Ruhe seiner gewöhnlichen Stimmung zurückkehrend, bot er Beatrice guten Morgen und fort war er.

Sehr flüchtig und ungeduldig und ganz entschieden unruhig fanden die Kranken diesen Morgen ihren jungen Arzt. „Es war nichts Gescheidtes aus ihm herauszubringen,“ sagte Madame Blondel verdrießlich, als er sich entfernt hatte. Sie war die letzte Patientin, die er besuchte, und mit eifriger Hast verließ er sie und ging in seine Wohnung zurück. Beatrice und seine Stiefmutter waren schon dort. Mrs. Gervoise saß im Fenster neben dem Fluß und Beatrice blätterte in einigen von Gilbert's Büchern.

„Wo ist der Vogel?“ fragte sie sogleich.

„Komm mit mir, ich werde ihn Dir zeigen.“

Sie folgte ihm in das Hinterzimmer und dort

sah sie in einem Käfig einen Vogel mit buntem, ausländischem Gefieder.

„Nun, jetzt glaubst Du mir wohl.“

„Ich glaube, daß irgend eine Dame Dir dieses schöne Thier geschenkt hat. Daß es je zu Dir hereingeflogen ist, glaube ich natürlich nicht.“

„Dieses Zimmer ist zu dürftig — nicht wahr, Beatrice?“

„Dieses Zimmer gehört von Stunde an mir,“ sagte Beatrice befehlend, „ich beanspruche das Zimmer und den Vogel. Hier werde ich sitzen und lesen, oder Deine Strümpfe stopfen. Ich glaube, letzteres gehört zu den Pflichten einer Frau. Hier werde ich die armen Patienten des Doctor Gervoise empfangen und ihnen Hausmittel in Gestalt von allerhand Sorten Thee und Gelee verordnen. O! schüttle nur mit dem Kopfe — ich weiß, welches Leben ich führen muß — es wird keine Spur von Poesie darin sein!“

„O Geliebte!“ sagte Gilbert nachdenklich, „es scheint ganz unglaublich, daß Du das vornehme Leben in Carnoosie für das armselige bei mir aufgeben sollst. Bist Du überzeugt, daß Du es nie bereuen wirst?“

„Denkst Du, daß Du es mir bereuen lassen wirst? Nein! Nun, so stelle also keine solche Fragen. Da Du mich nicht heirathen und in meinem Hause leben wolltest, so muß ich Dich heirathen und bei Dir leben. Daß Du ein nützliches, thätiges Leben führen willst, gereicht Dir zur Ehre und erhöht noch meinen Stolz auf Dich. Und jetzt, bitte, laß mich das übrige Haus

ansehen und die Veränderungen vorschlagen, an denen Dir so viel gelegen ist."

Geschah es im Ernst oder nur um ihren Geliebten zu necken, daß Beatrice so gründliche Veränderungen vorschlug, daß ein Theil des Hauses hätte umgebaut und das ganze neu eingerichtet werden müssen? Er hörte sie zu Ende und sagte dann entschlossen:

„Ich sehe, Beatrice, Du hast es darauf abgesehen, meinen Geldbeutel zu erschöpfen, aber Du sollst Deinen Willen haben, wenn wir verheirathet sind, denn es hieße ganz einfach unsern Hochzeitstag um sechs Monate verschieben, wenn ich vorher in Dein Verlangen willigte."

„Das heißt also, ich soll meinen Willen haben, vorausgesetzt, daß Du erst den Deinigen bekommst?"

„Das ist meine Meinung. Und wo werde ich Dich heute Abend finden?"

„Auf der Düne. Dorthin gedenken wir zu gehen."

„Beatrice, es wird kein Aufschub stattfinden, nicht wahr?"

„Ungläubiger!"

„Beatrice, ich kann nicht anders. Es ist ein so großes Glück, daß ich bis zuletzt daran zweifeln werde. Gestehe selbst, es ist unglaublich, daß ein reiches Mädchen, wie Du, sich an einen armen Landdoctor, wie Gilbert Gervoise, wegwerfen und sich noch freuen sollte, an einem Ort, wie Verville, lebendig begraben zu sein."

Beatrice gab keine Antwort. Sie ging die Treppe hinunter, zurück zu ihrer Mutter und sprach bis zum Abschied nicht mehr. Sie sah nicht beleidigt aus und Gilbert kannte sie zu gut, um zu fürchten, daß sie es sei, aber doch blieb es, wie er gesagt hatte, unglaublich und er ging durch die Zimmer, in denen sie zusammen gewesen waren, und es war ihm unruhig, ungeduldig und kaum glücklich zu Muthe. Als er in die Stube zurückkam, in der der Vogel im Käfig zwitscherte, betrachtete er den Gefangenen mit sehnsüchtigem Lächeln. Ach! wenn er sie nur erst so hätte, fest, fest eingeschlossen, eine freiwillige und geliebte Gefangene, durch Religion, Pflicht, Gesetz und Liebe gefesselt. Obgleich sich der junge Doctor nicht sehr zur Träumerei neigte, so setzte er sich doch an das offene Fenster und verfiel, den murmelnden Wellen und rauschenden Bäumen lauschend, in einen köstlichen Traum. Er bestand aus Gegenwart und Vergangenheit, aus Carnoosie und der kleinen kindlichen Beatrice, Verville und der blühenden Jungfrau, der alten, süßen, vertraulichen Freundschaft und der neuen, edlen, grenzenlosen Liebe. Nein, er fühlte es im innersten Herzen, wenige Männer wurden so geliebt, wie er. Er sagte sich nicht, daß er es verdiene, er fühlte nur, daß er dieses seltene, köstliche Geschenk besäße, und erging sich, sich diesem berauschenden Bewußtsein überlassend, in Träumen seiner Zukunft und seines baldigen Glückes. Ja, dort würde sie sitzen und arbeiten und er zu ihr eintreten, durch seine

Gegenwart den Sonnenstrahl des Lächelns auf ihrem Gesicht hervorrufen und volle Befriedigung des Herzens empfinden. Jahre durchflog der Traum, Kinder mit den dunklen Augen ihrer Mutter spielten um sie herum, oder saßen auf ihrem Schooß, oder schlummerten an ihrem Busen. Jeder zärtliche, liebevolle Gedanke, der das Herz eines Mannes erfreuen, das häusliche Leben versüßen und sein Glück vollkommener machen kann, schmückte in der nächsten Stunde Gilbert's Traum. Er leerte den süßen Kelch des Glückes und zwar verschwenderisch, ohne Maß oder Beschränkung. Keine Finsterniß, keine Wolke beschattete die Zukunft. Die Zeit raubte im Traume Beatricen nichts von ihrer mädchenhaften Anmuth, die junge Matrone war eben so frisch und blühend, wie das Mädchen. Krankheit und Sorgen blieben dieser selbstgeschaffenen Welt fern, die der wahren und wirklichen so unähnlich war, denn Alles in ihr war Frieden, Liebe und Zufriedenheit.

„Monsieur arbeitet zu angestrengt," dachte Babette in der Küche, „da hat er nun schon den ganzen Morgen bei seinen Büchern gesessen."

Ah! Babette, beneide ihm nicht das Buch, in dem er jetzt liest. Es ist schön und lieblich, kein Dichter hat je ein schöneres geschrieben und ach! es ist ein Buch, das nur Wenige aufschlagen und noch Wenigere ohne Kummer und bittere Thränen zu Ende lesen können.

Vierzigstes Kapitel.

Wir haben keinen Grund, mit Gilbert Gervoise von Liebe und Beatrice weiter zu träumen. Er ist noch nicht dreißig Jahr alt, also gerade im Sommer und Mittag der Liebe, wo sie ihre frühere Schwäche verloren hat, reif und kräftig ist und stark, wie rother Wein. Laßt ihn träumen. Das Erwachen wird bald genug kommen, es naht sich mit raschen Schritten, ja, es ist bereits auf Schloß Verville angekommen, und zwar in Form und Gestalt des Mr. Gervoise.

Weder seine Frau noch seine Stieftochter waren zu Haus, aber Brownson, die Jungfer der Mrs. Gervoise, war da. Mit dieser verschwiegenen Person, die Miß Jameson und Mrs. Scot in ihrem Amt für private und zarte Mittheilungen ersetzte, hatte Mr. Gervoise eine lange Unterredung und erfuhr zu seinem Mißvergnügen, wie rasch die Angelegenheit während seiner Abwesenheit vorgeschritten sei.

Wir sagen, zu seinem Mißvergnügen, denn die Pläne des Mr. Gervoise hatten eine vollständige Veränderung erlitten. Von den beiden Pfeilen in seinem Köcher hatte der eine so sicher und rasch das Ziel getroffen, daß es mehr gefährlich als nutzbringend gewesen wäre, den zweiten auch abzusenden. Er gab demnach bestimmte Befehle für das Einpacken der Sachen und ging, die Dienerschaft bei dieser Arbeit lassend, nach Gilbert's Wohnung.

Mr. Gervoise fand seinen Sohn zu Haus und verlor keine Zeit, die Unterhandlungen zu eröffnen.

„Ich glaubte, Mrs. Gervoise und Beatrice wären hier, Gilbert,“ sagte er, sich umschauend. Gilbert erwiederte, daß sie fortgegangen seien, fügte aber nicht hinzu, auf die Düne, wo er sie zu treffen gedachte.

„Ich wollte ihnen nur sagen, daß wir heute Abend abreisen,“ fuhr Mr. Gervoise ruhig fort, „es ist spät, sie haben also wirklich keine Zeit zu verlieren.“

„Heute Abend abreisen!“ rief Gilbert aus.

„Bitte, was könntest Du dagegen einwenden?“ fragte sein Vater. Sein Ton war kurz und herausfordernd, und doch blieb Gilbert keine Wahl; er mußte sprechen, und zwar gleich.

„Der Grund, den ich dagegen einzuwenden habe,“ erwiederte er, „ist der, daß ich Deinem Wunsche gemäß im Begriff stehe, Beatrice zu heirathen.“

Mr. Gervoise sah ganz verwundert aus.

„Du — Du willst Beatrice heirathen!“ rief er.

„Miß Gordon ist mündig,“ sagte Gilbert, „sie willigt ein, daß Du in Carnoosie wohnen bleibst, und will mit ihrer Mutter hier bei mir leben. Ich werde jedes andere Zugeständniß machen, das Du verlangen kannst. Jedes Recht auf Schloß Verville aufgeben — kurz, alles Mögliche thun.“

Mr. Gervoise warf ihm einen halb verächtlichen Blick zu.

„Du wirst mit meiner Bewilligung Beatrice Gordon nie heirathen,“ war seine Antwort.

„Ich kann sie auch ohne Deine Einwilligung heirathen," erwiederte Gilbert, roth werdend und die Existenz der Mrs. Gervoise vergessend.

„Beatrice darf nicht heirathen und sie soll es auch nicht," sagte Mr. Gervoise. „Ich habe meine Ansicht über diesen Gegenstand ganz geändert. Was Deinen Vorschlag betrifft, daß meine Frau hier bleiben und bei Dir leben solle — so ist das reine Unverschämtheit."

Gilbert sah seinen Vater fest an. Was bedeutete diese plötzliche Sinnesänderung? Was meinte er damit, daß er sagte, Beatrice dürfe nie heirathen? Er konnte sie doch nicht daran hindern.

„Mrs. Gervoise hat nicht viel Jahre mehr zu leben," sagte Gilbert ruhig, „wenn sie stirbt, so scheint mir, stirbt die Gewalt, die Beatrice's Liebe zu ihrer Mutter Dir giebt, auch."

Mr. Gervoise war sich wahrscheinlich bewußt, zu viel gesagt zu haben, denn er antwortete keine Silbe, sondern ging auf die Thüre zu.

„Ist keine Aussicht zu einer Uebereinkunft?" fragte Gilbert.

„Keine," entgegnete Mr. Gervoise und verließ das Haus.

Gilbert ging auch hinaus, aber durch eine Seitenthür. Er überschritt eine Brücke, die an das andere Ufer des Flusses führte. Rasch eilte er nach den Dünen und fand die Damen seiner harrend.

„Geh' mit Gilbert spazieren, liebes Kind,"

sagte Mrs. Gervoise, die sehr froh und glücklich aussah.

Beatrice weigerte sich, aber Gilbert warf ihr einen Blick zu, den ihre Mutter nicht bemerken konnte, und sie änderte ihren Entschluß und ging an seinem Arme fort.

„Beatrice," sagte er, sobald sie außer Hörweite waren, „besitzt mein Vater irgend eine Gewalt über Dich, um Dich zu verhindern, jetzt oder in Zukunft zu heirathen?"

Beatrice erblaßte.

„Ist Mr. Gervoise zurückgekommen?"

„Das ist er; aber Du hast meine Frage nicht beantwortet."

„Er besitzt keine Gewalt über mich. Warum fragst Du, Gilbert?"

Gilbert warf ihr einen schmerzlichen Blick zu.

„Hat er seine Einwilligung versagt?"

„Das hat er gethan, Beatrice."

„Gilbert, willige in seine Bedingungen. Gilbert, laß uns glücklich werden — mir liegt nichts an dem Gelde."

„Beatrice, mein Vater will auf keine Bedingungen eingehen. Er sagt, Du solltest nie heirathen."

Beatrice faltete krampfhaft die Hände und sah auf die Stelle zurück, auf der Mrs. Gervoise saß Ja, dort war ihre Kette und die konnte sie nicht zerreißen — nein, komme, was da wolle, sie konnte ihre

Mutter nicht verlassen. Sie wendete sich wieder zu Gilbert und sagte sehr traurig:

„Nun!"

„Nun, Beatrice, sollen wir uns abermals trennen?"

„Ich fürchte. Und doch hätte ich so gern ein wenig Glück genossen. Ich wäre so gern glücklich gewesen. Gilbert, laß mich glücklich werden."

Diese Bitte entmannte ihn fast. Er nahm sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Thränen und Küssen.

„O, wenn Du doch glücklich sein könntest!" seufzte er, „so glücklich, wie ich Dich machen würde!"

„Siehst Du," sagte Beatrice und ließ ihren Kopf mit lässiger Anmuth auf seine Schulter sinken, „siehst Du, ich habe viel gelitten und das Leben ist so kurz und die Jugend noch kürzer. Nur wenige Jahre noch und ich werde das Alles so satt haben, daß ich mich gar nicht mehr darum kümmere, was aus mir wird. Jetzt kümmere ich mich noch um mich. Gott hat gewollt, daß Du mich liebtest, und wundere Dich nicht, daß, nachdem ich einen solchen Segen empfangen, ich ihn festhalte und alles Andere gehen lasse. Ich will jedes Zugeständniß machen, wenn ich nur meine Mama behalten und bei Dir bleiben kann. Ich will das Haus und die Grundstücke von Carnoosie für die Dauer meines Lebens an Mr. Gervoise abtreten — mehr kann ich doch nicht thun und er wird gewiß damit zufrieden sein."

Gilbert antwortete nicht. Er hatte das Gesicht von ihr abgewendet und schwieg so lange, daß Beatrice den Kopf erhob und sich vorwärts lehnte, um ihm in's Gesicht zu sehen. Er war bleich, wie der Tod, seine Augen trübe und seine Lippen kreideweiß.

„Beatrice," sagte er, „Du willst Deine Mutter nicht verlassen und ich darf Dich darum nicht tadeln; aber Du darfst weder Dein Gewissen, noch Deine Ehre verrathen. Es ist ein anderes Ding, meinem Vater zu erlauben, daß er in Deinem Hause wohne, oder ihm das Grundstück ganz abzutreten. Ich wage nicht zu sagen, daß er eine solche Bestechung zurückweisen würde, obgleich ich ihm Schloß Verville angeboten habe und er es ausgeschlagen hat; aber laß uns offen sein und uns fragen, wie er diese Macht benutzen würde? Beatrice, ich wage nicht, diese Frage zu beantworten. Bedenke aber, daß Du nicht absolute Herrin dieses Eigenthums bist. Wenn Du kinderlos stirbst, geht es an andere Erben über, wie mir mein Vater gesagt hat. Wie kannst Du da einen Anderen zum Herrscher des kleinen Königreichs machen, das die Vorsehung Deiner Sorge anvertraut hat?"

Beatrice hörte ihn schweigend, aber mit blutendem Herzen an.

„O Beatrice!" sagte er, „es ist bitter, aber besser, solche Bitterkeit ertragen, als den Stachel der Schande fühlen!"

Beatrice war zu stolz, um zu antworten. Sie zog sich von ihm zurück und stand gesammelt und

ruhig, wenn auch ohne Spur von Farbe auf den Wangen, vor ihm.

„Du hast Recht und ich hatte Unrecht,“ sagte sie jetzt. „Ja, Gilbert, es wäre unehrenhaft, mein Erbtheil aufzugeben, selbst um ein paar glücklicher Jahre willen. Ich habe oft daran gedacht und den Gedanken oft mit Verachtung von mir gewiesen, obgleich das größte Glück meines Lebens darin bestehen würde, Gilbert, es mit Dir zubringen zu können.“

„Beatrice! Beatrice! versuche mich nicht wieder!“

„Nein, Gilbert. Und was noch mehr ist, ich habe Dich zum letzten Mal versucht. Wir müssen uns nicht nur trennen, weil es unnütze Thorheit wäre, uns solcher Qual zu unterwerfen, sondern wir dürfen uns auch nie wieder begegnen. Du darfst mir nicht schreiben, Gilbert — wir dürfen uns nicht mehr lieben.“

Gilbert sah sie in stummer, kummervoller Ueberraschung an.

„Nein, wir dürfen uns nicht lieben,“ fuhr Beatrice fort, „denn die Liebe, die zu nichts führt, ist, wie ich wohl einsehe, nur eine Gefahr und eine Schlinge. Und dann — warum sollte ich es mir verbergen, Gilbert? — Du stehst zu hoch über mir und ich zu tief unter Dir. Ich bin so schwach, so voller Irrungen. O, wenn ich könnte, wie würde ich diese Pflicht, Ehre und Aufopferung, die Du immer vor Augen hast, zu nichte machen! Ich weiß, Du liebst mich wahr und edel, Gilbert, aber Du kannst auch ohne diese Liebe leben, und ich fühle sogar, daß Du

ohne dieselbe besser daran sein würdest. Ich bin von Anfang an zu tadeln gewesen. Ich habe Dich zum Sprechen gezwungen, als Du noch schweigen wolltest; ich wollte verlobt bleiben, als Du die Verlobung auflösen wolltest. Vergieb mir, Gilbert, ich wußte es nicht besser. Ich hatte damals das Herz voller Hoffnung und glaubte, meinem Willen müsse jedes Hinderniß nachgeben. Jetzt erkläre ich mich selbst für besiegt. Unsre Sache ist hoffnungslos. So laß uns denn scheiden. Wir sind jetzt alte Freunde, wir sind keine Liebenden und Du bist nicht mehr der Gilbert, den ich zweimal zu heirathen im Begriff stand."

„Ist das Dein letzter Entschluß, Beatrice?"

„Er ist es. Du bist in meinen Augen tadellos, durch und durch vollkommen; aber, Gilbert, für uns ist Trennung das Beste, denn wir liebten nicht auf dieselbe Weise. Du warst immer bereit, mich aufzugeben, weil es recht war, und ich liebe fort, mag es nun Recht oder Unrecht sein, es zu thun. Ach, warum hast Du nicht Mademoiselle Joanne geheirathet? Dann wärest Du glücklich gewesen, und wir wären unser Leben lang Freunde geblieben."

Gilbert sprach nicht sogleich. Er konnte nicht, Beatrice wußte nicht, wie tief ihn ihre Worte verwundet hatten. So verstand also das Weib, das er so hoch hielt, in seiner Seele zu lesen! Sie hielt ihn für ein kaltes, leidenschaftsloses Wesen, dem das Opfer leicht wurde, weil er nicht tief fühlte. Gräme Dich nicht darum, Gilbert, Dein Loos steht nicht ver-

einzelt da! Die Männer und Frauen, welche auf das Geheiß der Pflicht ihre Herzen brechen, die selbst den Augen derer, die sie lieben, die blutende Wunde verbergen, dürfen hier auf Erden auf keine Belohnung hoffen. Man wird sie für zu vollkommen, für lieblos, zwar für bewundernswürdig, aber kaum für menschlich halten, und von denen, die sich jeder Eingebung überlassen und ihre Leidenschaften befriedigen, wird man sagen, daß sie tief empfinden.

Diese Gedanken flogen Gilbert rasch durch den Kopf. Aber er liebte Beatriee tief und zärtlich, trotz ihrer Ungerechtigkeit, und diese Liebe lehrte ihm, daß es am Besten für sie sei, wenn sie nicht an ihn gebunden wäre. Es stand nicht in seiner Gewalt, sie glücklich zu machen, mochte sie also frei sein! Er entfernte sich mehrere Schritte, damit sie den tiefen Kummer nicht sehen sollte, den er sonst nicht hätte verbergen können; als er an die Stelle, auf der sie stand, zurückkehrte, war er leidlich ruhig. Er versuchte nicht, sich zu rechtfertigen und sie aufzuklären — es war besser, daß sie ihn für kalt und leidenschaftslos hielt; er sagte nur mit bekümmerter Ruhe:

„Es sei, wie Du willst. Lebe wohl, Beatrice."

Es lag jedoch etwas in seinem Tone, das sie erschreckte und ihr Herz betrübte — eine Enthüllung ihrer grausamen Ungerechtigkeit.

„Du bist mir nicht böse, Gilbert?" fragte sie.

„Böse! warum sollte ich böse sein?"

„Weil ich immer das Falsche sage und thue,"

rief Beatrice heftig — „weil ich so unvollkommen, so fehlerhaft bin.“

Er sah sie an und wurde wieder schwach. Ja, sie war allerdings ein fehlerhaftes Wesen, aber wie anziehend durch ihre Fehler. Sie war freilich nicht vollkommen, selbst in seinen Augen nicht, aber wie köstlich wäre es gewesen, eine so reizende Unvollkommenheit zu besitzen und für immer sein eigen zu nennen! Warum war dieses schöne, leidenschaftliche Mädchen, das ihn so innig liebte und so sehr verlangte, ihm anzugehören, für ihn so unmöglich zu erreichen? Warum konnte er diese reife, köstliche Frucht nicht pflücken, sondern mußte sie für eine andere Hand an dem Zweige und ihren Genuß einem andern Herzen lassen? Er konnte ihren Anblick nicht ertragen und mußte seine Augen von einem Gesicht abwenden, das anzuschauen ihm von nun an verboten war, und Beatrice ahnte oder erfuhr nie, daß die wahrste und leidenschaftlichste Liebe, die sie je einem Manne einflößen konnte, für sie empfunden worden war, während sie in Gilbert's blasses, trauriges Gesicht blickte.

„Ich bin nicht beleidigt,“ sagte er endlich, „ich wäre sehr ungerecht, wenn ich es sein wollte.“

„Und Du kannst nicht ungerecht sein,“ sagte Beatrice leise. „Du stehst eben so gut über den Fehlern der Sterblichen, wie über ihren Schwächen.“

Sie konnte nicht anders, als ihn mit der Verehrung ansehen, die immer für ihn in ihrem Herzen

lebte. Gilbert fühlte, es sei Zeit, zu Ende zu kommen. Ein wenig länger noch und er würde Beatrice in seine Arme nehmen, sie würden neue Gelübde ewiger Liebe austauschen und Alles im süßen Rausch der Leidenschaft vergessen.

„Lebe wohl," sagte er nochmals. Und ohne Umarmung, ohne auch nur ihre Hand zu berühren, wendete er sich ab und ging davon.

Er ging in größerer Eile die Klippen hinunter, als er beim Heraufgehen gezeigt, wo er zu Beatrice kam. Er wendete seinem verlorenen Glück den Rücken und sah sich nicht einmal um. Mit stiller Verzweiflung ging er weiter, seinem Elend entgegen. Es war Alles vorüber, die Jugendthorheit war zu Ende. Sie war immer Wahnsinn gewesen, wenn sie auch noch so süß war, und es war besser, daß sie nun vorbei. Ruhig, entschlossen, wenn auch blaß, trat Gilbert in das Haus, dessen Herrin Beatrice nicht werden sollte. Er ging durch alle die Zimmer, durch welche sie am Morgen gewandelt waren, und wunderte sich, daß sie ihm so kalt, düster und traurig vorkamen. Zuletzt trat er in die Stube, in der Beatrice gesagt hatte:

„Hier werde ich sitzen und lesen," und er betrachtete den Vogel im Käfig. Nach einer Weile nahm er ihn heraus, öffnete das Fenster, ließ den Vogel in die Abendluft hinausfliegen und hieß ihm, sich einen anderen Herrn suchen.

Mit verwundertem Geschrei flog der Vogel davon, aber Gilbert beobachtete seine Flucht nicht.

Er verschloß hinter dem Fremdling das Fenster, wie er es der Liebe und Hoffnung verschloß.

Und wie stand es nach dem traurigen Abschied auf der Düne mit Beatrice? Ruhig genug ging sie zu ihrer Mutter zurück, sagte blos, Gilbert sei gezwungen gewesen, nach Haus zu gehen, setzte sich zu ihr, schlang die Hände um die Kniee und blickte in die rothglühende Sonne, die immer tiefer gen Westen sank.

Es giebt Tage und Stunden, die sich gleichsam in das Gedächtniß einzubrennen scheinen, und eine solche Stunde war jetzt für Beatrice. Die Sonne erstarb am goldenen Horizont, wie eine Königin auf ihrem Lager. Sie starb, in Purpur und Flammen gehüllt, stolz, unbekümmert, denn sie wußte, daß sie am Morgen neu geboren würde. Der Abend war schön und still. Luft, Erde, Himmel und Meer waren stumm. Der Ort war einsam, die öde Düne, das unendliche Meer, das mit weißem Schaum umsäumte Gestade, die untergehende Sonne — weiter sah Beatrice nichts. Die Sonne sank schnell, sehr schnell und je schneller sie sank, desto schwächer schlug Beatrice's Herz. So war denn Alles vorüber, Alles und Jedes; diese Sonne war ihr Schicksal. Jetzt berührte die gelbe Scheibe den blauen Wogensaum; nun war es blos noch eine halbe Sonne, nur noch die letzte glänzende Ecke der goldenen Kugel — jetzt war nichts mehr zu sehen — sie war fort — die dunklen, bittern Wellen der Zeit hatten sich über ihr geschlossen.

„Beatrice!“ rief ihre Mutter, über ihren starren, in sich gekehrten Blick erschreckend.

„Geliebte,“ sagte sie leidenschaftlich, „er hat mich auf immer verlassen — und mein Herz ist gebrochen!“

Es entstand eine lange Pause.

„Ich wünschte, ich wäre todt,“ sagte Mrs. Gervoise jammernd, „ich bin die Ursache — ich bin die Ursache!“

Beatrice sprang wie erschrocken auf.

„Wenn Du mich liebst, so sage das nie wieder,“ rief sie, „nie!“

Und da der Thau zu fallen anfing, so nahm sie den Arm ihrer Mutter und führte sie in's Haus. Sie fanden Mr. Gervoise ihrer wartend, und zwar sehr verdrießlich über ihr langes Außenbleiben.

„Ich bin erstaunt über Dich, Miß Gordon, daß Du Mrs. Gervoise so lange draußen aufhältst.“

Beatrice antwortete nicht. Sie empfand, als sie ihn ansah, einen grenzenlosen Haß gegen ihn und eben so gut fühlte sie, daß dieser Haß ein Verbrechen sei.

„Wir reisen in einer Stunde nach Carnoosie ab,“ fuhr Mr. Gervoise fort, „bitte, macht Euch bereit.“

Mrs. Gervoise war voller Verdruß, wagte jedoch nicht zu antworten. Beatrice war entschlossen, nicht zu sprechen, sie stand am Fenster und sah hinaus. Plötzlich fuhr sie zusammen. Sie erblickte Babetten, Gilbert's Dienerin, die mit einem Brief in der Hand die Allee heraufkam. Sie fühlte, daß er an sie sei, verließ sogleich das Zimmer und eilte die Treppe hinunter.

Sie erreichte eben die Thür, als Babette den Brief der Jungfer ihrer Mutter, der Brownson, einhändigte.

„Dieser Brief ist an mich, Brownson,“ sagte Beatrice, und da die Kammerjungfer in Babette's Gegenwart diesen Umstand nicht gut leugnen konnte, so entgegnete sie langsam, sie glaube, daß es so sei, und gab ihn ihr zögernd, wie Beatrice wohl bemerkte, ohne ihn erst, wie es ihre einstudirte Pflicht gewesen, ihrem verehrten Herrn vorzulegen.

Beatrice brach das Siegel und entfaltete das Blatt, auf welches Gilbert blos geschrieben hatte:

„Wenn Du je eines Freundes bedarfst, so sende nach mir.“

„Gilbert.“

Das war Alles, aber es war genug. Beatrice verstand ihn. In Kummer und Gefahr war er der Ihrige, ganz der Ihrige. Sie stieg die Treppe hinauf und begegnete auf halbem Wege ihrem Stiefvater.

„Du hast einen Brief empfangen,“ sagte er, den offenen Brief in ihrer Hand betrachtend. „Er ist sehr kurz.“

„Es ist eine Bestellung,“ erwiederte Beatrice mit klarem, trotzigem Lächeln und ging weiter, ihn verlegen stehen lassend.

An demselben Abend noch verließen sie Verville, und das alte Schloß war einsam wie zuvor.

Einundvierzigstes Kapitel.

„Es ist besser, daß ich in Carnoosie bin," dachte Beatrice, als sie wieder in ihrer Lieblingsallee stand und um sich schauend fühlte, daß Land und Meer sie von Gilbert trennten. „Es wäre zu hart gewesen, in dem kleinen französischen Dorfe bleiben zu müssen, und doch von ihm getrennt zu sein. Hier kann ich mein Schicksal ertragen; ich habe es selbst gewählt und will dabei verharren."

Aber es war ein hartes Schicksal und hart war der Kampf, den sie gegen ihr eigenes, selbstsüchtiges Herz kämpfen mußte. Sie hatte Gilbert aufgegeben und ohne Zweifel recht daran gethan. Was nützte eine Verlobung, die, wie sie zu ihm gesagt hatte, nur eine gefährliche Schlinge für Beide war? Aber trotz der Gefahr war es doch eine Freude gewesen — eine tiefe, herrliche Freude. Und jetzt war es vorüber. Sie konnte nicht mehr an ihn denken und sagen: „Er ist mein!" Sie durfte nicht mehr die zärtlichen und doch mannhaften Briefe erwarten, die so lange Zeit hindurch die Nahrung ihres Herzens gewesen waren.

„Und doch liebt er mich noch," dachte Beatrice; „ich brauche blos nach ihm zu schicken, und er kommt."

Es lag Süßigkeit in dem Gedanken, die Süßigkeit des Triumphes, der das stolze Herz einer Frau erfreuen konnte. Beatrice ging bei diesem Gedanken mit raschem, festem Schritt unter dem Schatten der

mächtigen Bäume hin. Sie schritt dahin, als ob sie Gilbert zu begegnen ginge, aber ach! nur das endlose Grün ihres großen Erbgutes begegnete ihrem Blick, sie sah sich als Herrin dieser großartigen Einsamkeit, geliebt zwar, aber doch allein. Sie blieb stehen und sah sich um. Ueber ihrem Haupt wölbten die edlen Bäume ihre Wipfel. Wie mächtig, wie unsterblich sie aussahen, diese Freunde ihrer Kindheit und Tröster ihrer Jugend.

„Ich möchte wissen, ob sie mich so kennen, wie ich sie kenne?“ dachte Beatrice. „Ich möchte wissen, ob es ihnen gleichgiltig ist, wenn ich froh und glücklich unter ihnen einhergehe, oder traurig und bekümmerten Herzens, wie jetzt? Wer weiß denn, wo die Verbindung zwischen dem Menschen und der Natur aufhört? Es ist doch ein wunderbares Leben in den Bäumen. Ein Berg sieht kalt und leblos aus. Schnee und sengende Hitze sind für Felsen und Granit dasselbe. Ein Baum aber hat Leben. Er wird geboren und stirbt und zwischen diesen beiden Extremen liegt seine zarte Jugend und stattliche Reife. Der Mensch kann ihn fällen, und der Blitz ihn zerschmettern; in diesen Zufälligkeiten ist er sterblich, ewig und unwandelbar aber in seiner Dauer. Wie alt sind diese Eichen wohl? Aelter, als die Uebersiedelung der Carnoosies von Schottland nach ihren englischen Besitzungen. Ich möchte wissen, ob sie die Carnoosies geliebt haben und ob sie nach Beatrice Gordon fragen? Hat es vielleicht ein älteres Ge-

schlecht gegeben, das mehr diesem Boden entsprossen und an dem sie mehr hingen? Sind wir vielleicht Fremde und Eindringlinge hier — schottische Bettler, die gekommen, sich auf englischem Boden zu nähren? Laßt es gut sein, ihr Eichen! Wir sind eure Herren gewesen, ihr habt von uns abgehangen. In unsrer Gunst seid ihr groß geworden, nach unserem Belieben stehen geblieben oder gefallen; fürchtet mich jedoch nicht; so lange ich lebe und Macht besitze, seid ihr sicher. Der Thau des Himmels soll eure Zweige baden, die Feuchtigkeit der Erde eure Wurzeln tränken; die Vögel sollen in euren Aesten ihre Nester bauen, ihre Jungen ausbrüten und Liebeslieder zwischen euren Blättern singen. Das Farrnkraut soll in eurem tiefen Schatten wachsen, und ihr sollt in Beatrice Gordon immer eine gütige Herrin finden!"

Sie sah die Bäume an, und die Thränen traten ihr in die Augen, denn die Leerheit und Thorheit ihrer Rhapsodie fiel ihr schwer auf's Herz. Warum träumte sie denn über die Bäume und schwatzte mit ihnen? Weil ihr Loos so verlassen war, daß ihr das Herz überfloß, und doch war sie Beatrice Gordon, jung, schön, reich, aber einsam.

„Und ich muß immer allein bleiben," dachte Beatrice. „O Gilbert! Gilbert! Ich würde alle Eichen in Carnoosie um einen Stachelbeerstrauch in Deinem Garten geben! O Gilbert, sollen wir denn nie glücklich werden — nie?"

Sie warf sich am Fuß einer alten Buche in das

noch vom Thau feuchte Gras. Sie vergoß bittere Thränen, und wo blieb die Gemeinschaft mit der Natur? Die Vögel sangen, die Blätter rauschten, von einem angenehmen Lüftchen bewegt, und Beatrice mochte weinen, während Alles um sie herum sich freute.

In trauriger, niedergedrückter Stimmung kehrte die Herrin von Carnoosie nach Haus zurück. Als sie quer durch den Blumengarten kam, gewahrte sie zwei Gestalten, die Arm in Arm durch die Thür des Obstgartens gingen. Wie versteinert blieb sie stehen, denn in der einen erkannte sie Antony, und in der andern Miß Stone. Im Moment war Beatrice Alles klar; sie waren verheirathet und sie wohnten in Carnoosie. In einem Ausbruch von Zorn wendete sie sich rasch um und erblickte Mr. Gervoise, der auf der Terrasse stand und sie mit eigenthümlichem Lächeln ansah. Sie ging auf ihn zu und sagte kurz:

„Mr. Gervoise, ich will sie nicht hier haben."

„Miß Gordon, wo ich bin, sollen mein Sohn und seine Frau auch sein."

„Dann gehen Sie. Ich will sie nicht hier haben."

„Wenn ich gehe, geht meine Frau mit mir, aber ich kann zu Deiner Beruhigung hinzufügen, daß ich nicht gehen will."

Er warf ihr einen kalten, bedächtigen Blick zu, wendete sich um und trat in's Haus.

Beatrice ging hinauf in die Stube, in der ihre Mutter von der Anstrengung der Reise ausruhte. Sie erfuhr von ihr, daß Antony Miß Stone entführt

habe und daß Mr. Gervoise ihnen, nachdem er furchtbar erzürnt gewesen, verziehen hätte.

„Und wenn Du mich liebst, Beatrice," fügte ihre Mutter pathetisch hinzu, „so laß sie hier bleiben. Das Haus ist doch gewiß groß genug, und Mr. Gervoise erklärt, daß, wenn sie fort müßten, ich auch nicht bleiben dürfe."

Beatrice's Lippen zitterten vor leidenschaftlichem Zorn, aber sie fühlte sich wiederum machtlos. Mr. Gervoise war, als sie sich bei Tisch sahen, die Gefälligkeit selbst. Beatrice war gegen Antony und seine junge Frau kalt wie Eis, aber doch vollkommen höflich. Gegen einen anderen Mann, der auch als uneingeladener Gast an ihrem Tische saß, war sie fast noch kälter, als gegen Mr. Gervoise's Sohn und Schwiegertochter. Diese Person, die niemand anders war, als Mr. Stone, füllte trotzdem ihr Herz mit heimlichem Mitleid. Er war um zehn Jahr gealtert, seit sie sich zuletzt gesehen, und war jetzt ein hinfälliger, grauköpfiger alter Mann mit scheuem, unruhigem Blick, der dem ihrigen auswich. Sobald das Mahl vorüber war, ging er fort, trotz Mr. Gervoise's eifrigen Bitten, zu bleiben, und Beatrice sah ihn, die Hände in die Taschen gesteckt und die Augen zur Erde gesenkt, durch den Park wandeln — seinen Liebling bei dem Verderber zurücklassend.

Scheinbar ohne es zu thun, widmete Beatrice doch der jungen Frau große Aufmerksamkeit. Antony's Benehmen, das gegen seine Frau zärtlich und

gegen sie trotzig war, überraschte Beatrice nicht, wohl aber Rosy's Wesen, das gegen alle Anderen heiter, übermüthig und kindisch war — denn sobald ihre Blicke sich begegneten, wurde Rosy stumm oder schien erschrocken in sich zu versinken und sie sah entweder ihren Gatten oder Mr. Gervoise wie hilfeflehend an.

„Was mögen sie nur dem armen Dinge von mir gesagt haben?“ dachte Beatrice; „nun — es kommt nichts darauf an. Offenbar brauche ich keine lästige Intimität zu fürchten. Ich werde mir selbst überlassen bleiben — mehr verlange ich nicht.“

Wenn das allerdings alles war, was Beatrice verlangte, so wurde ihr Wunsch erfüllt. Mit der Zeit — wir müssen Wochen vorüber gehen lassen — bemerkte sie, daß sie sich in einer Art moralischer Isolirung befand. Niemand suchte sie, wenige, ihre Mutter ausgenommen, sprachen mit ihr. Antony's Honigmond floß jedenfalls von Glück über, seine junge Frau liebte ihn augenscheinlich sehr und Mr. Stone, der täglich kam, schien mit seinem Schicksal ausgesöhnt und Mr. Gervoise war sowohl herablassend, als demüthigend, aber die Herrin des Hauses war eben so allein, wie eine Statue in ihrer Nische oder eine Göttin auf ihrem Piedestal.

Ein einsames Leben war es, das sie in ihrem großen Carnoosie führte, eine tiefe Betäubung vor dem kommenden, größten Sturm ihres Lebens. Wenn sie nicht bei ihrer Mutter war, brachte sie die meiste Zeit unter dem Schatten ihrer Lieblingseichen zu

Die junge Mrs. Gervoise, die das Obst sehr liebte, hatte eine Leidenschaft für den Obstgarten gefaßt und ihr idolenter, immer nichts thuender Gatte begleitete sie oft dorthin. Sie schienen nicht im Stande, sich zu trennen, und doch bemerkte Beatrice, daß sie bei den Mahlzeiten abwechselnd zärtlich oder zänkisch waren, und sah mit großem Mißvergnügen, daß Rosy ihr die Ehre anthat, wie Mr. Gervoise gesagt haben würde, auf sie eifersüchtig zu sein. Es war eine engherzige, kindische Eifersucht, die sich in Kleinigkeiten zeigte und die Antony meist künstlich hervorrief. Wenn er mit Beatrice sprach oder sie ansah — und dies that er am öftersten, da es für ihn das leichteste und angenehmste und für sie am schwersten zu vermeiden war — so machte seine junge Frau ein unglückliches Gesicht und setzte sich entweder, dem Weinen nahe, trotzig in eine Ecke oder warf Miß Gordon zürnende Blicke zu.

„Armes, kleines Ding!“ dachte Beatrice, „sie sieht die Schlinge nicht,“ denn ihr war es klar, daß Mr. Gervoise seinem Sohn gerathen hatte, diese Rolle zu spielen, damit nie eine gefährliche Intimität zwischen seiner Stieftochter und seiner Schwiegertochter entstehen könne.

Gut war es daher für Beatrice, daß sie mit ihren Büchern, ihren Eichen und einsamen Spaziergängen allein zu leben verstand — allein in dem großen Carnoosie, dessen Herrin sie zu ihrem Unglück war.

Im häuslichen Leben wird manches traurige, fürchterliche Drama abgespielt. Manche sind dazu verurtheilt, von der ersten bis zur letzten Scene auf der Bühne des Lebens zu agiren, andere sitzen in den Logen und sehen zu, Keines aber kann seinem Schicksal entgehen. Das Leben ist kein gewöhnliches Theater, in dem man, wenn man seinen Sitz bezahlt hat, aufstehen und die Vorstellung verlassen kann, ehe sie halb vorüber ist, weil man sie langweilig oder traurig findet. Man muß die ganzen fünf Akte hindurch sitzen bleiben, und wenn diese vorüber sind, muß man vielleicht die Bühne besteigen, selbst zum Schauspieler werden, Andere zusehen, über seine Sorgen lachen oder auch über seinen Kummer sich bekümmern lassen. Eine solche Zuschauerin war jetzt Beatrice. Ihr eigenes Drama war entweder vorüber oder mußte erst noch kommen, aber vor ihren Augen und unter ihrer erzwungenen Beobachtung spielte sich das Drama des Lebens der jungen Mrs. Gervoise ab.

Mr. Gervoise konnte nie ruhen. Er mußte herrschen und quälen und jetzt hatte er sich Mr. Stone dazu auserſehen. Er hatte ihn so leicht zu lenken verstanden und Mr. Stone hatte die Entführung seiner Tochter so ruhig aufgenommen, daß Mr. Gervoise sich verbunden fühlte, weiter zu gehen. Wäre er aufmerksamer gewesen, so hätte er bemerken müssen, daß Mr. Stone still und in sich gekehrt war, daß er sich zu rasiren vergaß, nicht mehr angelte, unruhig mit niedergeschlagenen Augen einher ging und die Sym-

ptome zeigte, die sichtbar werden, wenn der Zuneigung oder dem Stolz eines Mannes eine unheilbare Wunde beigebracht worden ist; aber das Klagen hätte nichts genützt, dies wußte Mr. Stone und schwieg.

Mr. Gervoise vergaß dies, er vergaß, daß der Zorn eben so gut still wie laut sein kann, und er versuchte in liebenswürdiger Weise Mr. Stone zu überreden, daß er nicht besser thun könne, als seinen Wohnsitz ganz und gar in Carnoosie aufzuschlagen.

„Lassen Sie uns nur eine Familie bilden," sagte er liebevoll.

„Entschuldigen Sie, Miß Gordon ist Herrin von Carnoosie."

„Die Eigenthümerin von Carnoosie — ich bin der Herr. Die arme Beatrice ist jeder Autorität unfähig, wie Sie wissen."

Diese Anspielung auf Beatrice's angeblichen Irrsinn versetzte Mr. Stone in Wuth. Er hatte sich einmal täuschen lassen, jetzt wußte er es besser, aber er schwieg; seine kleine Rosy hätte darunter leiden können, wenn er gesprochen.

„Ich könnte Ihnen in Ihren Geschäften beistehen," fuhr Mr. Gervoise fort.

„Ich habe keine," war die kurze Antwort.

Mr. Gervoise wollte sich jedoch nicht abschrecken lassen. Sein Geldbeutel war zwar groß, aber er steckte gern auch seine Finger in die Beutel anderer Leute. Beatrice's Beutel war ihm jetzt verschlossen, der Antony's war leer. Wenn er Mr. Stone nur

überreden könnte, sein Geld in Bildern anzulegen! Vorsichtig untersuchte er den Grund und eröffnete dann, durch Mr. Stone's Geduld ermüdet, seine Batterien. Mr. Stone hatte schlimmeres Unrecht ertragen und nicht gemurrt, aber dieser unverschämte Versuch ließ den Kelch überfließen.

Mr. Gervoise und Mr. Stone saßen auf der Terrasse, Beatrice stand ein wenig seitwärts. Ihre Blicke hafteten an dem Blumengarten und den Springbrunnen, aber sie sah nichts davon. Sie erblickte im Geist ein Kreuz auf einsamer Klippe und die rothe Sonne, die über dem tiefblauen Meer unterging, und erlebte nochmals die unaussprechliche Bitterkeit ihrer letzten Trennung.

In ihre eigenen Gedanken vertieft, ging ihr der Anfang der kritischen Unterhaltung verloren, endlich aber wurde sie durch Mr. Stone's zürnende Stimme, ein ungewöhnlicher Klang, erweckt und lauschte, ohne sich umzudrehen.

„Gemälde!" sagte der alte Herr, „wer fragt denn nach Gemälden, außer hier und da ein paar Narren? Vielleicht halten Sie mich für einen Narren, Sir?" setzte er bitter hinzu.

„Behüte der Himmel!" antwortete Mr. Gervoise fromm, „ich habe nie einen Mann von gesünderem Verstand gefunden, als Joseph Stone, Esquire."

„Aber er hat doch nicht viel davon gezeigt, als er Ihren Taugenichts von Sohn in das Bereich sei-

ner hübschen Tochter kommen ließ, nicht wahr, Mr. Gervoise?"

„Lieber Sir, warum erwähnen Sie die unangenehme Vergangenheit? Ist mir nicht auch Unrecht geschehen? War nicht diese heimliche Heirath eine eben so große Beleidigung für mich, wie für Sie?"

Beatrice wendete leise den Kopf nach den Herren um.

Mr. Stone war aufgestanden; sie sah ihn Mr. Gervoise anstieren, der ruhig dasaß, und sein Blick sprach von schlechtverhehlter Wuth.

„Eine Beleidigung für Sie!" sagte er endlich, „die Heirath, für die Sie ein Complott nach dem andern geschmiedet haben, bis sie zu Stande kam."

„Ich!" rief Mr. Gervoise mit der Verwunderung der Unschuld. „Wie, ich war ja damals in Frankreich!"

„In Frankreich! allerdings waren Sie dort — Sie hielten sich mit Fleiß fern — Sie alter Fuchs!"

„Mr. Stone, Sie vergessen sich," erwiederte Mr. Gervoise mit tugendhafter Entrüstung; „Sie waren es ja, der mir die Reise nach Frankreich anrieth. Und jetzt gehen mir endlich die Augen auf. Ist es möglich, daß Sie mit Ihrer Tochter im Complott gewesen, um meinen unglücklichen Sohn zu fangen?"

Er zeigte mit dem Finger auf Mr. Stone, der schweigend dastand, über diese seltene Unverschämtheit bestürzt.

„Natürlich ist es so!“ fuhr Mr. Gervoise fort, über seine lange Blindheit verwundert, „natürlich ist es so; Sie riethen mir, unter ich weiß nicht mehr was für nichtigen Vorwänden, zu dieser Reise und noch dieselbe Nacht entlief Ihre Tochter mit meinem armen Jungen. Mr Stone, war das rechtlich? — war das gerecht?“

„Ich habe es verdient,“ sagte Mr. Stone endlich, sich die Stirn abwischend, „ich wurde gewarnt, daß Sie ein Teufel wären — ein wahrer Teufel, und ich wollte es nicht glauben — ich habe es verdient!“

„Mr. Stone, ich bitte Sie, seien Sie nicht absurd. Ich habe eine große Abneigung gegen alle Absurdität und erlauben Sie mir überdies, Sie an einige Thatsachen zu erinnern, nur an einige. Ich habe nichts gethan, um Sie in's Haus zu ziehen, ich bin Ihnen selten zu nahe gekommen, und als ich nach Frankreich ging, geschah es auf Ihren dringenden Rath. Ich fordere Sie auf, mir nur im Entferntesten zu beweisen, daß ich das Geringste gethan, diese unglückliche Heirath zu befördern. Ich bin in dieser Hinsicht ganz sicher, Mr. Stone, und ich wiederhole es — ich fordere Sie heraus.“

Er sprach wie er fühlte, unverschämt und triumphirend. Wir triumphiren Alle gern, und Mr. Gervoise war über diese Schwäche nicht erhaben. Seine wohlausgesonnenen Pläne waren nicht um ein Jota verhindert worden — alles war so gekommen, wie er es sich ausgedacht, warum sollte er sich da die un=

schuldige Befriedigung versagen, Mr. Stone zu beweisen, daß dieser vollständig geschlagen sei?

„Sie sind ein Teufel," wiederholte Mr Stone, „ein wahrer Teufel; Rosy, komm und küsse mich," fügte er hinzu, sich zu seiner Tochter wendend, die mit ihrem Manne die steinernen Stufen herauf kam, „komm und küsse mich, mein armer Liebling," fuhr ihr Vater fort, „ich gehe fort, und Du wirst mich nicht so bald wieder sehen."

Rosy sah ihren Vater und Mr. Gervoise erschrocken an. Sie sah recht gut, daß sich die Herren gezankt hatten, und Mr. Stone's Gesicht sagte ihr, daß es ein ernster Streit gewesen sein müsse. Einen Augenblick lang blieb sie ganz erschrocken stehen, dann sprang sie mit kläglichem Schrei auf ihren Vater zu. Sie klammerte sich mit einer Leidenschaftlichkeit an ihn, die mehr als bekümmert — die verzweifelt war. Ach! sie hatte sich stark und gesichert gefühlt, so lange er bei ihr war, und jetzt, wo er fortging, fühlte sie sich schwach und verlassen. Antony stand dabei und sah zu, erst hohnlächelnd, dann mit tiefem, eifersüchtigem Mißvergnügen, und da eben so viel Gemeinheit als Grausamkeit in seiner Natur lag, so ging er bald zu seiner Frau, faßte sie am Arm und versuchte sie wegzuziehen.

„Komm mit, Du Dummkopf!" sagte er. „Und was Sie betrifft, Sir," fügte er unverschämt hinzu, sich zu seinem Schwiegervater wendend, „verlassen Sie das Haus!"

Mr. Stone hatte nicht Zeit, etwas zu erwiedern oder die Beleidigung zu strafen, denn Beatrice war vorgetreten und sagte, Antony ihr glühendes, zürnendes Gesicht zuwendend:

„Mr. Antony Gervoise, wenn Sie noch einmal solche Worte in meinem Hause zu wiederholen wagen, so verlassen Sie es augenblicklich, und zwar für immer!"

Antony, der sie vorher nicht gesehen hatte, zog sich fast erschrocken zurück. Beatrice wendete sich nun zu Mr. Stone und sagte ruhig:

„Ich brauche Ihnen hoffentlich nicht erst zu sagen, daß ich hier Herrin bin und daß Sie ganz nach Ihrem Belieben kommen und bleiben können."

„Ich danke Ihnen, Ma'am, ich danke Ihnen — sehr verbunden," sagte Mr. Stone, ohne sie weiter zu beachten, und nachdem er Rosy mit Blicken angesehen, die zu sagen schienen: „O, warum kann ich Dich nicht mit mir fort nehmen, mein Liebling?" wendete er sich ab und verließ mit raschen Schritten das unglückliche Carnoosie. Rosy sah ihm, in Thränen gebadet, nach, dann lief sie fort, um ihn einzuholen; zwei Hände, fest wie Stahl, hielten sie zurück. Antony sah ganz wild aus, sagte aber kein Wort. Mr. Gervoise aber sagte streng:

„Ich bitte sehr, Madam, daß Sie Ihre Pflicht bedenken. Bleiben Sie bei Ihrem Manne. Bedenken Sie Ihre Pflicht, sage ich."

Rosy sah Beatrice klagend an, diese blieb jedoch

stumm, so leid es ihr auch that, und mischte sich nicht ein. Sie konnte nicht; das junge Ding hat sich das Joch freiwillig um den Nacken gelegt und mußte es nun auch tragen.

Noch denselben Abend verließ Mr. Stone sein Landhaus; er wußte recht gut, daß seine Anwesenheit dort nichts nützen, sondern eher seinem Kinde schaden konnte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Es war ein schwüler, trüber Tag. Schwere, dunkle Wolken hingen regungslos am Himmel, wie gestrandete Schiffe lagen sie auf dem grauen Luftmeer. Ein blasser Nebel hüllte Wiesen und Park, die Gebäude und den trüben Fluß ein, der heute fast lautlos durch die Sommerlandschaft dahin floß.

„Woran denkst Du, Beatrice?“ fragte Mrs. Gervoise.

Beatrice wendete sich vom Fenster weg, wo sie die Wolken beobachtet hatte.

„Denkst Du an Gilbert?“ fuhr ihre Mutter fort.

Wie ein scharfer, schmerzlicher Stich fuhr es Beatricen durch das Herz. Sie dachte täglich an Gilbert, stündlich fast, konnte es aber nicht ertragen, seinen Namen zu hören oder auszusprechen. War nicht Alles

vorüber? Hatte sie ihm das nicht gesagt und hatte er nicht aufgehört, ihr zu schreiben? Warum wurde sie denn gefragt, ob sie an ihn dächte?

„Ich dachte an Mrs. Antony Gervoise," erwiederte sie; „sie sieht sehr unglücklich aus"

„Armes junges Wesen!" seufzte Mrs. Gervoise. „Mische Dich nicht ein, Beatrice," fügte sie furchtsam hinzu, „bitte, thue es nicht!"

„Das beabsichtige ich gar nicht, liebe Mama," entgegnete Beatrice traurig. „Was nützt mir das Einmischen, wenn ich es doch nicht ändern kann?"

„Liebes Kind, Du siehst auch nicht gut aus, Du bleibst zu viel bei mir. Warum gehst Du nicht spazieren?"

„Ich kann heute nicht spazieren gehen."

„Warum gehst Du dann nicht wenigstens aus und zeichnest? Du zeichnetest doch sonst, Beatrice, aber Du bist nicht mehr dieselbe, seit wir in Verville waren."

Beatrice stand rasch auf.

„Du hast ganz Recht, [illegible]," sagte sie. „Ich werde ausgehen und zeichnen. Es wird bald Regenwetter kommen und dann kann ich es ohnedies nicht thun."

Sie nahm ihre Zeichenmappe und ging eilig fort. O! wenn sie ihre traurigen, unnützen Gedanken hätte hinter sich lassen können! Sobald sie in den Park kam, setzte sie sich nieder, zeichnete aber nicht; die Mappe lag offen auf ihrem Schoos, und ihre Ge-

danken schweiften zu dem blassen, traurigen Gesicht und den thränenvollen Augen der kleinen Rosy zurück. Antony's Frau hatte sich furchtbar verändert; ihre Wangen waren eingefallen, ihre kleine, dicke Figur mager geworden, und sie schlich in einer Weise umher, bei der Beatricen das Herz weh that, wenn sie sich ja einmal begegneten, was nur selten der Fall war. Mrs. Gervoise speiste in ihrem Zimmer, und Beatrice war froh, mit ihr dort essen zu können, damit sie nicht Mr. Gervoise's höfliche Unverschämtheit oder Antony's grobe Bemerkungen hören mußte, die beide an die junge Frau gerichtet waren. Seit Mr. Stone's Abreise zeigten Worte und Blicke des jungen Mannes, daß Rosy in seinen Augen alle Anmuth und alle Gunst bei ihm verloren hatte. War seine kurze Liebe schon erschöpft, zürnte er seiner Frau um der Anhänglichkeit an ihren Vater willen, oder, noch schlimmer, war sein Charakter so niedrig, daß er Abneigung gegen das schutzlose Wesen empfand, welches er jetzt ungestraft quälen konnte?

„Soll ich seine Quälereien so fortdauern lassen?" dachte Beatrice, und [illegible] als sie dies dachte, hörte sie einen leichten Schritt hinter sich im Grase. Sie drehte sich um und sah Mrs. Gervoise auf sich zukommen. Sie sah traurig und unruhig aus und blieb neben Beatrice stehen.

„Wie hübsch Sie zeichnen!" sagte sie seufzend.

Beatrice blickte auf. Rosy's Wangen zeigten Spuren von Thränen. „Es hat einen Streit ge-

geben, und sie will mir davon erzählen," dachte Beatrice. Kühl genug erwiederte sie:

„Es freut mich, daß Sie dies sagen."

„Es giebt in Carnoosie viel zu zeichnen," fuhr Mrs. Antony Gervoise fort und setzte sich neben Beatrice in's Gras.

„Sehr viel, gewiß," entgegnete Beatrice.

Es entstand eine Pause, dann sagte Mrs. Gervoise heftig:

„Ich wünschte, ich hätte es nie gesehen," und brach in Thränen aus.

Es lag nicht in Beatrice's Natur, einer solchen Appellation an ihr Mitgefühl zu widerstehen. Sie legte ihre Zeichnung weg und wendete sich zu der armen kleinen Frau, welche weinte und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wolle.

„Verlieren Sie nur den Muth nicht," sagte sie, „die Dinge werden sich schon ändern."

„Er hat mir gesagt, ich liebte ihn nicht," schluchzte Rosy; „ich liebte meinen Vater, und haßte ihn."

„Das war rechter Unsinn."

„Ich hasse Mr. Gervoise!" fuhr Rosy heftig fort.

Beatrice sah sie mitleidig an. So wußte sie denn also auch, woher alles Unheil in Carnoosie rührte.

„Er war es, der meinem Manne gesagt hat, daß ich ihn nicht liebte — Antony hat es mir erzählt."

„Wie der Vater, so der Sohn," dachte Beatrice.

„Ich wünschte, ich wäre aus diesem Hause fort,"

seufzte die junge Frau, „ich kann hier nie glücklich werden. Ich bin überzeugt, mein Mädchen erzählt Mr. Gervoise alles, was ich thue. O, Miß Gordon, ich fühle mich so hilflos und verlassen — rathen Sie mir doch.“

„Ich kann nicht,“ erwiederte Beatrice. „Ich wünschte um Ihretwillen, daß Sie von Carnoosie fort wären, aber es steht nicht in meiner Macht, Ihnen zu rathen.“

„Wie fangen Sie es denn aber an?“ fuhr Rosy fort. „Ihnen tritt Niemand in den Weg. Sie scheinen frei wie die Luft, und Mr. Gervoise fürchtet sich vor Ihnen.“

Beatrice lächelte beinahe traurig.

„Ich trage eine Kette um meinen Fuß,“ sagte sie; „Sie sehen sie nicht — ich fühle sie kaum — die Gewohnheit hat sie mir leicht gemacht; außerdem weiß ich, wie weit ich gehen darf; trotzdem giebt es Augenblicke, wo sie mir in's Fleisch frißt und ich vor Schmerz aufschreien möchte. Aber die Gewohnheit, die viel thun kann, hat mir gelehrt, was ich thun und lassen muß. Nur die Erfahrung kann Ihnen das lehren. Carnoosie ist ein edles Haus und ein schöner Ort, aber es sind überall Fallstricke und Schlingen. Ich kann mit verbundenen Augen da gehen, wo Ihnen jeden Augenblick Gefahr droht. Wie könnte ich Ihnen da rathen?“

Rosy sah ganz erschrocken aus.

„Ich werde es verlassen,“ sagte sie, „ich werde

Antony sagen, daß wir fort müssen; ich will hier nicht bleiben."

„Versuchen Sie es nicht," sagte Beatrice entschieden.

„Warum nicht?"

„Es würde Ihnen mißlingen, und das Mißlingen ist gefährlich."

„Mißlingen!" rief Rosy. „Ich will Carnoosie verlassen, Miß Gordon, und Sie sollen sehen, daß es geschieht."

Sie erhob sich, roth und erzürnt aussehend. Beatrice legte sanft ihre Hand auf Rosy's Arm.

„Was Sie auch versuchen mögen," sagte sie, „thun Sie es nicht jetzt, nachdem Sie mich verlassen haben. Ich spreche nicht um meinet-, sondern um Ihretwillen. Sie würden nur ihrem Zwecke schaden. Haben Sie Geduld — warten Sie ein oder zwei Tage.

Rosy machte ein finsteres Gesicht.

„Was ist denn das aber für ein Haus?" fragte sie ärgerlich.

„Ein schönes Haus, das für Alle, die seine Mauern birgt, eine gesegnete Heimath sein könnte," entgegnete Beatrice und wendete sich um, um Carnoosie anzusehen, wie es so dastand auf der breiten, stattlichen Terrasse, die Blumen davor wehten im Winde, die Springbrunnen glänzten in der Sonne, die eben durch die Wolken brach.

Rosy setzte sich wieder in das Gras, stützte den Ellbogen auf das Knie und sah düster vor sich hin.

„Armes, kleines Ding!“ sagte Beatrice freundlich, und ihre Zeichenmappe wieder aufnehmend, fügte sie hinzu:

„Ich sagte, ich wolle Ihnen nicht rathen, aber ich will es doch thun, seien Sie geduldig und fest.“

Rosy sah ganz verwundert aus. Geduldig und fest sollte sie sein — sie, deren Wünschen Jeder in ihres Vaters Haus nachgegeben hatte und die zwar Heftigkeit, aber keine Festigkeit gelernt hatte.

„Ich kann nicht,“ erwiederte sie. „Ich weiß, was Sie meinen, aber ich kann es nicht. Wenn ich bekümmert bin, muß ich sprechen und muß meinen Willen haben.“

„Dann helfe Dir Gott!“ dachte Beatrice, sagte aber nichts.

Rosy fühlte Miß Gordon's kluge Zurückhaltung und empfand sie als Beleidigung. Sie sprach nicht mehr von sich, stand nach einer Weile auf und ging mit Mißtrauen im Herzen fort. Beatrice wußte dies und zürnte ihr nicht darüber. Sie wußte auch, wie Rosy's Kampf um ihre Freiheit enden würde, und war sogar darauf vorbereitet, die Strafe für die Worte, die sie gesprochen, zu tragen. Denselben Nachmittag begegneten sich Beatrice und Antony auf der Treppe. Er blieb stehen, als er sie sah, und sagte unverschämt:

„Es ist also Krieg zwischen uns, wie?“

Beatrice ließ sich nicht herab, zu antworten.

„Ich warne Dich,“ fuhr er, die Stimme erhebend,

fort, „daß nichts zwischen meine Frau und mich treten darf — kein Unheil — keine fremde Einmischung."

Beatrice sah ihn fest an und stieg die Treppe weiter hinauf; er ging, trotzig vor sich hin murmelnd, hinunter. Oben fand Beatrice Mr. Gervoise.

„Meine liebe Beatrice," sagte er, „was heißt das? Rosy hat sich gegen Dich beklagt. Die arme, kleine, thörichte, flüchtige Rosy! Liebes Kind, wir wollen uns verständigen. Ueberlasse das junge Paar mir, Beatrice; ich weiß, wie junge Leute sind, und wenn Du nur so freundlich bist, Dich nicht einzumischen, was wäre es dann, was ich Dir nicht bewilligen würde?"

„Warum fürchten sie sich beide so sehr davor, daß Rosy mit mir sprechen könnte?" dachte Beatrice, aber sie gab keine Antwort.

„Möchtest Du mit Deiner theuren Mutter England bereisen?" fuhr Mr. Gervoise fort. „Sie würde eine Veränderung gern sehen. Was sagst Du zu einem Ausflug an die Seen?"

Die Versuchung war kurz, aber schwer. Denn Carnoosie war ja nicht besser, als ein Gefängniß. Es wäre schön, irgendwo anders sein zu können, wenn auch nur eine Zeit lang! Was gingen sie denn die Stones an? Hatten diese ihr Schicksal nicht selbst heraufbeschworen und wie konnte sie es nun ändern? Alles, was Mr. Gervoise von ihr verlangte, war ja nur, neutral zu bleiben — er hatte ein neues Opfer gefunden und ließ sie und ihre Mutter nun in Frie-

den. Aber wenn diese Gedanken auch Beatrice rasch durch den Kopf flogen, so riefen sie doch auch edlere, großmüthigere wach. Sie sah Mr. Gervoise fest in's Gesicht und sagte mit spöttischem Lächeln:

„Carnoosie gehört mir, und ich werde mich, wenn es mir beliebt, in Alles mischen, was unter meinem Dache vorgeht."

„Ich machte einen Vorschlag," sagte Mr. Gervoise mild und hielt die Hand an's Ohr, um ihre Antwort aufzufangen. Mr. Gervoise hatte seit Kurzem Symptome von Taubheit gezeigt, mochte sie nun wahr oder erdichtet sein.

„Ich lasse mich nicht erkaufen," erwiederte Beatrice, „und außerdem kommt mir nichts darauf an, ob die Kette lang oder kurz ist."

Sie erhob sich so viel, um zu zeigen: „Unsere Unterredung ist zu Ende," und auch Mr. Gervoise stand auf und sagte in demselben höflichen, milden Tone:

„Es thut mir wirklich leid, Beatrice."

Er verließ das Zimmer. Beatrice setzte sich wieder nieder und seufzte. Sie fühlte, daß ihr ein langer Kampf bevorstände, und sie war sehr matt.

„Was geht mich denn das kleine, weiße und rothe Ding an?" dachte sie fast ärgerlich, „daß ich mich ihretwegen so beunruhigen soll? — und was geht mich ihr thörichter Vater an? Habe ich ihn nicht gewarnt und habe ich etwa vergessen, wie die War-

nung aufgenommen wurde? Ich wünschte herzlich, daß seine Rosy mich in Frieden ließe."

Denselben Abend noch erfuhr sie, daß Rosy wenigstens sie nicht so bald wieder beunruhigen würde. Sie war nach Tisch auf die Terrasse gegangen, hatte sich an die steinerne Balustrade gelehnt und sah zu den Springbrunnen hinunter, als eine Stimme hinter ihr leise flüsterte:

„Drehe Dich einmal um, Beatrice."

Beatrice drehte sich um, aber ziemlich herablassend, denn Antony war es, der gesprochen hatte. Er stand hinter ihr und sah sie mit der grausamen Zärtlichkeit in seinen blauen Augen an, die Beatrice immer gehaßt hatte.

„Mein Name ist Miß Gordon," sagte sie hochmüthig.

„Und Beatrice," fuhr er fort, „Du bist eine ächte Königin, voll königlicher Schönheit."

Diese Redeweise ging so weit über Antony's Verständniß hinaus, daß Beatrice vermuthete, sie sei ihm von seinem Vater eingegeben worden. Mit offenem Mißtrauen zog sie sich von dem jungen Manne zurück und bemerkte dadurch die kleine Rosy, die mit blassem Gesicht und eifersüchtigen Augen zwei Schritte von ihnen stand. Beatrice blickte Antony zürnend an, der lachend davon ging.

Auch Rosy ging in anderer Richtung fort, allein und jedenfalls sehr unglücklich. Beatrice sah und hörte den Kampf und Streit nicht, sah aber am an=

deren Morgen Rosy's verweinte Augen und wußte, daß der Vogel mit den Flügeln vergeblich an die eisernen Stäbe des Käfigs geschlagen hatte, in den der Vogelsteller ihn eingekerkert.

„Armer kleiner Vogel!“ dachte Beatrice, „ob er wohl je wieder singen wird?“

So gingen die Sachen eine Weile fort und dann trat eine Veränderung ein. Mrs. Antony Gervoise ging mit heiterem, übermüthigem Blick und leichtem Schritt im Hause umher. Beatrice bemerkte es und bemerkte ebenfalls, daß Mr. Gervoise seine Stieftochter mit spöttischen Augen beobachtete. Die Beobachtung lehrte Miß Gordon bald, was Rosy fehlte. Sie erwartete einen Brief. Jeden Morgen vor der Poststunde sah die junge Frau froh und erwartungsvoll aus und wenn die Stunde vorüber war, so ging sie in den Garten, um ihr Elend zu verbergen. Beatrice konnte es nicht mehr ertragen, ihr Gesicht zu sehen, wenn der Briefbeutel hereingebracht wurde und sein kärglicher Inhalt — denn Carnoosie war ein verzauberter Ort, der mit der Außenwelt wenig zu thun hatte — unter die anderen Glieder des Haushalts vertheilt wurde und sie allein keinen Brief erhielt. Ihre ängstlichen Augen, die sich vergebens nach jenem Liebeszeichen sehnten, und das grausame Vergnügen, das Antony und sein Vater an ihrer Enttäuschung fanden, erfüllten Miß Gordon mit Mitleid. Ihr ganzes Wesen empörte sich. Sollte sie solche Dinge unter ihrem Dache dulden? „Bin ich nicht dafür ver-

antwortlich, wenn ich es thue?" dachte Beatrice, als sie die Eichenallee hinabging. „Fällt die Unehre solchen Gebahrens nicht auch auf mich? — Ich werde es nicht zugeben. Mein altes Carnoosie soll nicht durch solche Ungerechtigkeiten befleckt werden, so lange es mich Herrin nennt."

Beatrice kannte ihre Lage zu gut, als daß sie mit Mr. Gervoise gesprochen, oder sich mit ihm gestritten hätte; dagegen hatte sie noch denselben Tag Gelegenheit, Rosy an einem einsamen Orte zu treffen, ging sogleich auf sie zu und sagte:

„Sie erwarten einen Brief — Sie werden ihn nie bekommen — die Ihrigen sind nie in die rechten Hände gelangt. Geben Sie mir einen anderen, ich werde ihn zur Post befördern."

Rosy wurde bald roth, bald blaß.

„Das können sie doch nicht wagen," sagte sie, „das können sie nicht gethan haben."

„Armes Kind! Geben Sie mir einen Brief, sage ich, und ich bürge dafür, daß die Antwort kommen wird."

Rosy machte ein erschrockenes Gesicht.

„Glauben Sie, daß ich hier sicher bin?" flüsterte sie, nahm Beatrice am Arm und führte sie zu einem noch dichteren und versteckteren Platz. „Vorige Nacht drohte er, mich tödten zu wollen."

Beatrice lächelte.

„Und Sie glaubten ihm und er flößte Ihnen dadurch Furcht ein. Glauben Sie mir, er wird Sie

vielleicht schlagen, aber gewiß nie tödten. Er kennt die Gesetze zu gut."

„Ah!" sagte Rosy mit einem tiefen Seufzer, „er spricht immer von den Gesetzen und es scheint, als ob sie ganz für ihn und ganz gegen mich wären."

„Vertrauen Sie dem Gesetz in so weit, als es Ihr Leben betrifft. Er hat weder den Willen, noch den Muth, einen solchen Versuch zu wagen."

„Und glauben Sie, daß ich einen Brief schreiben und doch noch sicher sein kann?" fragte Rosy.

„Warum nicht?" fragte Beatrice dagegen.

Rosy sah sich furchtsam um, schob dann ihren Aermel zurück und entblößte ihren Arm; eine tiefe, rothe Narbe wurde auf dem zarten, weißen Fleische sichtbar.

„Er warf mir den Brief vor," flüsterte sie, den Arm wieder bedeckend, „und sagte, ich sollte es nicht wieder wagen, zu schreiben, und so behandelte er mich dabei! Gott stehe mir bei!" fügte sie hinzu, faltete die Hände und sah zu dem blauen Himmel empor, der ruhig auf alle Sorgen der Menschheit herablächelt — „Gott helfe mir! Ich war der Augapfel meines Vaters, der Liebling seines Herzens und jetzt muß ich mich so behandeln lassen! O Miß Gordon! ich muß sterben, oder es kann nicht wahr sein! Ich heirathete vor wenigen Monaten aus Liebe. Es kann nicht dahin gekommen sein! Was habe ich denn gethan? Ich wünschte ja nur, ihm zu gefallen und glücklich mit ihm zu leben, und Sie sehen, wie er mich

behandelt! Als ich heute Morgen Mr. Gervoise diese Wunde zeigte, Miß Gordon, zuckte er in seiner abscheulichen, französischen Weise die Achseln und antwortete mir, sein Sohn habe ihm erzählt, ich sei gefallen und hätte mich aufgeschlagen, und er versicherte mir mit einem Lächeln — mit seinem entsetzlichen, verhaßten Lächeln — versicherte er mir, daß mir Niemand glauben würde."

„Aber ich thue es — ich glaube Ihnen, und werde Ihnen helfen," sagte Beatrice warm, „schreiben Sie den Brief, sage ich Ihnen, und ich will ihn zur Post geben."

„Ja, das will ich," schluchzte das arme, junge Ding, „ich habe es so lange, als ich konnte, schweigend ertragen, um das Herz meines armen Vaters nicht zu betrüben; aber länger kann ich es nicht ertragen, Miß Gordon. Ich kann nicht — ich kann nicht. Er muß mir helfen."

Beatrice kannte Mr. Gervoise und seinen Sohn zu gut, um anzunehmen, daß selbst Mr. Stone viel würde thun können, um seiner Tochter beizustehen; aber sie wußte auch, daß sie ein Bekanntwerden haßten und fürchteten und auf Rosy's Schweigen gerechnet hatten. Es war Recht, daß ihr Vater erfuhr, wie sein Liebling behandelt wurde, und sie sagte abermals:

„Schreiben Sie den Brief, und ich will ihn auf die Post geben."

„Aber wann?“ fragte Rosy. „Er verläßt mich ja jetzt nie.“

„Nun, so verlassen Sie ihn und kommen Sie heute Nachmittag auf meine Stube. Es wird Niemand wagen, Sie dort zu suchen.“

„Das will ich,“ erwiederte Rosy; „ich danke Ihnen, Miß Gordon. Leben Sie wohl, ich denke, ich sehe ihn kommen.“

Sie lief zierlich den Weg hinunter und verschwand in dem grünen Gebüsch. Beatrice sah ihr gedankenvoll nach.

„Welche von uns ist denn anderen Frauen am unähnlichsten?“ dachte sie. „Ich weiß so wenig von meinem eigenen Geschlecht. Sind wir dazu bestimmt, nachzugeben und uns unterdrücken zu lassen, wie die arme Rosy? — oder das Unrecht zu empfinden und Ungerechtigkeiten zurückzuweisen, wie Beatrice Gordon? Welche von uns ist denn die rechte, ächt weibliche Frau? Die sanfte, schwache und nachgiebige, oder die zürnende und leidenschaftliche? Es kommt nichts darauf an. Und wenn wir Alle dazu geboren wären, uns von solchen Wesen, wie Antony Gervoise und sein Vater, mit Füßen treten zu lassen, so würde ich doch wünschen, das zu sein, was ich bin, und würde ihn aus allen Kräften hassen und mich ihm widersetzen.“

Beatrice hatte die Gewohnheit, jeden Nachmittag, während ihre Mutter schlief, auszugehen, diesmal jedoch blieb sie in ihrem Zimmer, las und wartete

auf Rosy. Sie wartete, bis sie ihre Stimme im Garten hörte, dann schloß sie, daß sie wahrscheinlich nicht habe kommen können, und ging aus. Sie fand Rosy am Fuße der Terrasse, Arm in Arm mit ihrem Manne spazieren gehend. Er sah sehr zärtlich und liebenswürdig aus und seinem Benehmen und seiner Stellung nach schien die ganze Süßigkeit der Flitterwochen für ihn zurückgekehrt zu sein. Rosy blickte gar nicht in die Höhe, als Beatrice vorüberging, aber Antony erhob die Augen und heftete sie mit spottendem Ausdruck auf Beatrice's Gesicht.

„Wie spät Du heute ausgehst, Miß Gordon," sagte er bedeutsam.

„Wie freundlich von Dir, daß Du auf meine Stunden Acht giebst," erwiederte Beatrice kühl und ging weiter, wobei sie dachte: „Der kleine Dummkopf hat mich verrathen."

Als sie eine Stunde später wieder nach Haus kam, fand sie Rosy auf der Treppe ihrer harrend.

„Ich konnte nicht kommen," flüsterte sie.

„Wünschten Sie denn zu kommen?" fragte Beatrice traurig.

„Er hat versprochen, sich zu bessern," erwiederte Rosy erröthend.

„Sagten Sie ihm, daß Sie zu mir gehen wollten?"

„Nein, Miß Gordon — wirklich, ich that es nicht."

„Gut — es freut mich, daß Sie wieder glücklich sind," und sie stieg, Rosy verlassend, die Treppe hinauf,

ging in das Zimmer ihrer Mutter und dachte: „Ich möchte wissen, wie lange ihr Glück dauern wird?“

Es dauerte drei Tage, zwei länger als Beatrice erwartet hatte. Am Morgen des dritten Tages kam Rosy zu ihr in den Obstgarten gelaufen und sagte unter strömenden Thränen:

„Ich will heute schreiben, ich will es ganz gewiß. Er hat sich schrecklich benommen. Ich kann nicht bei ihm bleiben. Ich habe es ihm gesagt. Ich will nicht länger bei ihm bleiben. Ich werde heute schreiben, Miß Gordon.“

„Wenn Sie können,“ gab Beatrice ernst zur Antwort.

Rosy sah sie kläglich an.

„Wollen Sie mir nicht helfen?“

„Recht gern, aber Sie haben es mir schwer gemacht, es thun zu können.“

Beatrice sprach so ernst, daß Rosy erschrak.

„Was soll ich thun?“ fragte sie hilflos.

„Heute gar nichts.“

Den nächsten Tag regnete es heftig und die Gelegenheit, auf die Beatrice gehofft hatte, fand sich nicht, denn sie hatte beabsichtigt, daß Rosy's Brief im Park geschrieben werden sollte. Der nächstfolgende Tag war eben so naß und trübe, wie der vorhergehende, und Beatrice sah, da sie bei ihrer Mutter blieb, Antony's Frau gar nicht, am vierten Morgen schien jedoch die Sonne wieder und sie begegneten sich

im Blumengarten. Beatrice erschrak, als sie Rosy so todtenbleich sah.

„Was fehlt Ihnen?" fragte sie freundlich.

„Nichts. Bitte, sprechen Sie nicht mit mir — lassen Sie mich gehen — es fehlt mir nichts."

Blick und Ton sprachen die tiefste Furcht aus. Ohne ihre Angst zu beachten, zog Beatrice entschlossen Rosy's Arm durch den ihrigen und ging offen unter den Fenstern des Mr. Gervoise mit ihr auf der Terrasse hin und her.

„Sie kennen dieses Haus und diese Männer nicht," sagte sie mit halblauter Stimme, wenn auch ohne allen geheimnißvollen Anschein. „Eben Ihre Furcht bringt erst Gefahr und giebt ihnen Stärke. Sobald Sie sich nicht fürchten, sind Sie so gut wie sicher. Sie sind gewiß unvorsichtig gewesen — haben vielleicht einen Brief geschrieben" — hier fühlte Beatrice Rosy's Arm zittern — „Sie sind entdeckt und es ist Ihnen gedroht worden, aber vertrauen Sie nur mir und fürchten Sie sich nicht."

„Miß Gordon —"

„Antworten Sie mir nicht," sagte Beatrice ruhig. „Sie können Ihr Gesicht nicht beherrschen und Ihr Aussehen würde Sie verrathen; lachen Sie, wenn Sie können — können Sie das nicht, so sagen Sie gar nichts und ziehen Sie Ihren Arm nicht weg. Ich gehe mit Ihnen hinauf."

Rosy gehorchte, jedoch, wie Beatrice sehen konnte, mit der größten Furcht. Sie traten zusammen in's

Haus und gingen nach Beatrice's Zimmer. An der Thür desselben fanden sie Antony. Er warf seiner Frau einen bezeichnenden Blick zu, der sie erbeben ließ.

„Sie müssen Mrs. Antony Gervoise eine Weile entbehren. Ich brauche sie," sagte Beatrice, öffnete die Thür und trat ein.

Sie hatte den Kopf abgewendet und sah also nicht, daß Antony seiner jungen Frau mit der Faust drohte; zu sprechen wagte er jedoch nicht, sondern ging, das trotzige Gesicht voll stiller Wuth, hinunter.

„Er wird mich tödten," flüsterte Rosy, als Beatrice die Thür schloß. „O Miß Gordon, Sie haben mich in's Verderben gestürzt — lassen Sie mich gehen — er wird mich todt machen!"

„Ich will Sie nicht mit Gewalt zurückhalten," sagte Beatrice ernst, „aber wenn Sie nicht wahnsinnig sind, so bleiben Sie."

Rosy rang die Hände, warf sich auf's Sopha und brach in leidenschaftliches Weinen und Schluchzen aus. Beatrice sah sie nachdenklich an und fühlte sich halb geneigt, die Thür zu öffnen und sie ihr Schicksal sich selbst suchen zu heißen, aber das Mitleid behielt doch die Oberhand und sie konnte die unfreundlichen Worte nicht sprechen. Sie setzte sich neben Rosy, ergriff ihre Hand und sagte sanft und zärtlich:

„Hören Sie mir zu, Rosy; es stehen Ihnen nur zwei Wege offen — Geduld oder Empörung. Entweder unterwerfen Sie sich dem Unrecht, oder wider-

setzen Sie sich muthig, wenn Sie aber keines von beiden thun, so ruiniren Sie sich."

Rosy blickte in die Höhe.

„O! Gott helfe mir!" sagte sie. „Ich bin allein und ohne Freunde. Gott helfe mir!"

„Bin ich nicht Ihre Freundin?" fragte Beatrice.

„Nein, Miß Gordon, Sie bemitleiden mich nur."

„Aber ich will Ihre Freundin werden, ja noch mehr, ich will Ihnen helfen. Nie sollen Sie, wenn ich es verhindern kann, in diesem Hause schlecht behandelt werden."

Rosy sah ihr in's Gesicht und las dort wahres, tiefes Mitleid, sie schlang ihre Arme um Beatrice's Hals und fing wieder an zu weinen und zu schluchzen. Beatrice ließ diesen heftigen Ausbruch sich erst austoben; als Rosy's Thränen langsamer flossen und ihr Schluchzen fast aufgehört hatte, sagte sie:

„Sie sind verheirathet und müssen aus Ihrem harten Loos das Beste zu machen suchen. Aber ich kenne Antony. Edelmüthiges, geduldiges Ertragen wird ihm kein besseres Benehmen abzwingen — er muß in Furcht gesetzt werden. Daß er Sie gern hat, zweifle ich nicht, obgleich er Sie um des Geldes willen geheirathet hat —"

„Nein," unterbrach sie Rosy, „ich habe keins."

„Sie sind nicht reich?" rief Beatrice aus.

„Nein, durchaus nicht."

„Aber Ihr Vater ist es?"

„Er hat ein mäßiges Einkommen."

Beatrice sah ganz verwundert aus, was sie auch wirklich war.

„Sie werden jedoch einmal reich?" fuhr sie fort.

„Ich hoffe es wird noch lange dauern, ehe ich es werde," sagte Rosy erröthend.

Beatrice glaubte zu träumen.

„Ich hoffe, Sie werden noch lange leben und sich des Besitzes von Carnoosie erfreuen," fuhr Rosy mit leisem, zögerndem Tone fort. „Und daran kann doch Antony gewiß nicht gedacht haben, als er mich heirathete — Sie sind ja so jung."

Beatrice besaß Selbstbeherrschung genug, sie nicht auszufragen, sie durch kein unvorsichtiges Wort zu schrecken, aber sie fühlte, wie ihr Blut aus Furcht vor einer unvorhergesehenen Gefahr in ihren Adern erstarrte. Wer war denn das junge Wesen, das sich an sie anklammerte und in einem Athem von Carnoosie und ihrem Tode sprach?

„Stone ist also nicht Ihr wahrer Name?" sagte sie lächelnd.

„Wußten Sie das nicht?" fragte Rosy überrascht, „der Papa nahm ihn an, als er von Australien zurückkam. Sein Onkel hinterließ ihm sein jetziges Vermögen unter der Bedingung, daß er den Namen Carnoosie ablege und sich Stone nenne."

Beatrice's Lippen waren heiß und trocken. Die junge Frau, die sie in ihren Armen hielt, deren Thränen an ihrem Herzen vergossen worden waren, war, wenn auch unbewußt, ihre gefährlichste Feindin; denn

kraft des Testaments von Mr. Carnoosie wurde sie Beatrice's Erbin, wenn Mr. Mortimer kinderlos starb, und Mr. Mortimer war unverheirathet und im letzten Stadium der Auszehrung! Deshalb hatte Mr. Gervoise es so eingefädelt, daß Antony ein Mädchen heirathen mußte, dessen Mitgift Carnoosie war. .

„Er wird mich vergiften,“ dachte Beatrice.

„Der arme, arme, liebe Papa,“ seufzte Rosy. „O Miß Gordon, welche Sorgen er schon durchgemacht hat! Die Mama hielt ihn für todt und heirathete wieder und sie sowohl als mein kleiner Bruder waren todt, als der Papa zurückkam und mich zu sich nahm, und ich bin seitdem immer bei ihm gewesen. O Miß Gordon, wie lieb hatte er mich!“

Ihre Thränen flossen bei diesem Gedanken.

„Arme kleine Rosy,“ sagte Beatrice weich, „es soll keinen Unterschied machen, es soll keinen Unterschied machen;“ und sie küßte sie zärtlich.

„Was?“ fragte Rosy.

Beatrice antwortete nur durch ein Lächeln.

„Antony will Sie unterdrücken — das ist sein Plan oder vielmehr der seines Vaters,“ sagte sie. „Nun — es soll ihm nicht gelingen.“

„Er will meinen Muth brechen,“ erwiederte Rosy, „er sagte es mir heute früh. „„Ich will Deinen Muth brechen, Mylady,“ sagte er.““

Beatrice's Lippen kräuselten sich voller Hohn. Das war der Mann, der den Gedanken gefaßt hatte, sie heirathen zu wollen.

„Wie kam er denn darauf, dies zu sagen?" fragte sie; „Sie schrieben an Ihren Vater — sagen Sie mir Alles. Ich werde es nicht übel nehmen."

„Ich schrieb ihm gestern. Antony war bei seinem Vater — wenigstens glaubte ich es, und deshalb schrieb ich."

„Sagten Sie ihm, daß ich mich angeboten, Ihren Brief zur Post zu befördern?"

Rosy schwieg.

„Und er kam und fand Sie schreibend und nahm Ihren Brief und las ihn," sagte Beatrice; „arme, kleine Rosy!"

Rosy sah sie an.

„Miß Gordon, was glauben Sie wohl, was er that? Er sagte zu mir: „So, Du hast also an Deinen Vater geschrieben, daß ich Dich schlage und daß die Narbe noch nicht ganz verharrscht sei: Nun — ich werde es von nun an besser machen!" Und das that er, Miß Gordon. Er schlug mich nicht und brachte mir keine Wunden bei, aber er schloß die Thüre ab und hetzte mich herum, wie der Hund das Wild abhetzt, bis ich halb wahnsinnig war. Und als er aufhörte und ich weinte, als ob es mir das Herz abstieße, da lachte er mich aus und gab mir schändliche Namen. Und ich hasse ihn!" rief Rosy und ihre blauen Augen blitzten, „ich hasse ihn!"

„Sie fürchten ihn aber auch," sagte Beatrice, „und er hat Ihnen verboten, mit mir zu sprechen."

Rosy machte ein klägliches Gesicht.

„Ja," erwiederte sie, „und bitte, reden Sie in seiner Gegenwart nicht mit mir — bitte, thun Sie es nicht, Miß Gordon."

Ihr erschrockener Blick und die gefalteten Hände zeugten von tiefer, unendlicher Furcht.

„Was soll ich da sagen?" entgegnete Beatrice sanft, „er mag Sie vielleicht schlecht behandeln, wird Ihnen aber nie ein wirkliches Leid zufügen, und nur Ihre Furcht ist es, die ihn stark macht. Er braucht Sie, Kind; Ihr Tod würde das größte Unglück für ihn sein; wenn er Ihnen aber weiß machen kann, daß Ihnen Gefahr droht, was soll ich da sagen? So unterwerfen Sie sich denn, ertragen Sie Ihr Schicksal, schreiben Sie nicht an Ihren Vater und sprechen Sie nicht mit mir."

Rosy sah sie hilflos an.

„Rathen Sie mir, Miß Gordon," bat sie.

Beatrice stand betrübt auf.

„Sie verlangen meinen Rath," sagte sie, „sind aber schon entschlossen; Sie wollen nicht schreiben — Sie wollen nicht mit mir sprechen. Gehen Sie, Kind, ich zürne Ihnen nicht, und wenn Sie mich brauchen, so erinnern Sie sich, daß ich bereit bin, Ihnen zu helfen."

Sie küßte Rosy bei diesen Worten und öffnete dann die Thür, und Rosy glitt, zwar niedergeschlagen, aber doch frohen Herzens, Miß Gordon's gefährlicher Protection entwischt zu sein, aus der Thür.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

„Und nun," dachte Beatrice, ihre Thür verriegelnd, „was wird nun mit mir?"

Sie setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und las, wie in einem Buche, in der Vergangenheit. Warum Mr. Stone Antony's Haus gemiethet, war ihr noch nicht klar. Mr. Gervoise war darin getäuscht worden, er hatte geglaubt, es an einen Fremden zu vermiethen, und zweifelsohne hatte er erst damals, wo er den Anfall gehabt, erfahren, wer dieser Fremde sei. Mr. Stone war der gesetzliche Erbe und durch Mr. Carnoosie's Testament kam seine Tochter, denn sein Sohn war von der Erbschaft ausgeschlossen, in den Besitz von Carnoosie, falls Beatrice und Mr. Mortimer kinderlos stürben. Wahrscheinlich hatte Mr. Gervoise geglaubt, Mr. Stone würde das Testament angreifen, daher seine Verzweiflung, als er erfuhr, daß dieser noch lebe. Wie bald hatte dieser Schleicher jedoch die Kenntniß zu seinem Vortheil zu benutzen verstanden. Hatte Mr. Stone Beatricen beleidigt, so war die Wiedervergeltung streng genug gewesen. Seine Tochter war ihm gestohlen worden und seine kräftigste Waffe befand sich jetzt in den Händen seines Feindes. Und wenn er auch zehnmal Beatricen die Erbschaft seiner Tochter hätte entreißen können, war diese Erbschaft nicht in die Hände des Verräthers gefallen, der ihm sein Kind geraubt?

Beatrice schauderte fast, als sie im Geiste die Pläne des Mr. Gervoise überdachte. Jetzt verstand sie, was Gilbert damals gemeint, als er sie gefragt, ob sein Vater Gewalt über sie besäße, was er gefürchtet, als er ihr schrieb: „Wenn Du je eines Freundes bedarfst, so schicke nach mir.“ Das Ahnungsvermögen der Liebe hatte ihn vor der Gefahr gewarnt, die ihren Augen noch unsichtbar, seinem Blick aber schon bemerkbar gewesen, obgleich er noch nicht durchschaute, welcher Art sie sein würde.

Das war es also, weshalb Mr. Gervoise sie nicht heirathen lassen wollte. Natürlich nicht — denn ihre Heirath war sein Verderben, wenn ihre Mutter starb.

Nein, sie mußte ledig bleiben, um seinem Sohn die Erbschaft zu erhalten, für die er so schwer gesündigt hatte.

„Ich wundere mich nur, daß sie Rosy nicht verboten haben, es mir zu sagen,“ dachte Beatrice, „vermuthlich wagten sie nicht, ihre bösen Absichten so weit zu verrathen. Arme, kleine Unschuld! sie ahnt wenig, daß sie die Ursache meines Todes sein wird! Ich möchte wohl wissen, wenn sie es zu thun gedenken, denn sicher werden sie nicht warten, bis die Natur sie von mir befreit. Ich bin noch so jung, wie Rosy sagt. So lange Mr. Mortimer lebt, bin ich sicher, denn er ist der nächste Erbe. Wenn er stirbt —“

Sie beendete selbst in Gedanken den Satz nicht, denn sie erblickte ihr erschrockenes Gesicht in dem gegenüberhängenden Spiegel. Wie blaß und verstört

es aussah! — schien es Beatrice's Augen doch, als hätten sich die Schatten des Todes schon darüber gebreitet!

„Muß ich denn aber sterben — muß ich mich denn unterwerfen?“ dachte sie und ballte in leidenschaftlicher Verzweiflung die Hände; „muß ich hier sitzen und in meinem eigenen Hause den Tod erwarten, wie der römische Senator in seinem curulischen Stuhle sitzend den Tod erwartete, als der Gallier in Rom einfiel? Muß ich meine Todfeinde beherbergen? Ich brauche ihnen nur zu befehlen, daß sie gehen sollen, und sie müssen es thun. Ich brauche nur Gilbert zu heirathen, dann bin ich für immer gesichert. O, wenn er nur hier wäre, wenn ich ihm nur sagen könnte, in welcher tödtlichen Gefahr ich schwebe, würde er mich wohl wieder verlassen?“

Aber ach! was nützten diese Gedanken? Sie konnte Gilbert doch nicht sagen: „Dein Vater und Dein Bruder haben sich verschworen, mir das Leben zu nehmen.“ Es blieb ihr nur ein Mittel übrig und das war, Mr. Gervoise, seinem Sohn und seiner Schwiegertochter zu befehlen, daß sie ihr Haus verließen. Das konnte sie thun, aber dies hieß auch ihrer Mutter die Thüre weisen — ja schlimmer, weit schlimmer noch, es hieß, sie dem Schicksal der kleinen Rosy — einem Leben täglicher Qual überliefern.

„Alles in Allem bin ich doch sicher, so lange Mr. Mortimer lebt,“ dachte Beatrice; „wenn er stirbt, ist es Zeit genug, an mich zu denken.“

Aber das Leben dieses Mr. Mortimer, den sie nie gesehen, an den sie nie dachte und welches noch vor einer Stunde in ihren Augen so wenig Werth hatte, wurde jetzt unendlich kostbar für sie. Sie schrieb sogleich an Mr. Lamb und nachdem sie den Brief selbst zur Post befördert und sich der Mittel versichert hatte, daß seine Antwort richtig in ihre Hände gelange, fühlte sie sich ruhiger.

Nach Verlauf einer Woche traf Mr. Lamb's Antwort ein. Mr. Mortimer sei in Torquay und sein Arzt glaube kaum, daß er den Herbst überleben würde.

Beatrice holte sich diesen Brief bei ihrem Banquier in der benachbarten Stadt, wohin sie ihn hatte adressiren lassen, und als sie nach Haus fuhr, zerriß sie ihn in Stückchen und warf diese aus dem Wagenfenster. Bis zum Winter war sie sicher, was sollte aber nach dieser Zeit aus ihr werden? Sie wußte, daß ihr Stiefvater Verdacht gegen sie hatte und sie beobachtete und daß das verzweifelte Spiel, das Beide zu spielen gedachten, schon in vollem Ernst seinen Anfang genommen hatte. Denn obgleich sich Beatrice noch nicht entschieden hatte, wie sie für den Fall von Mr. Mortimer's Tode handeln würde, so hatte sie sich doch entschlossen, für ihr bedrohtes Leben und ihre Freiheit einen harten Kampf zu kämpfen.

Miß Gordon war jetzt zu sehr von der neuen Furcht, die über sie gekommen war, in Anspruch genommen, als daß sie viel an Rosy's Angelegenheiten hätte denken können. Außerdem hatte ja Rosy ihre

Hilfe zurückgewiesen — was konnte sie da thun? Allerdings sah die junge Frau sehr traurig und niedergedrückt aus. Antony hatte gesagt, er wolle ihren Muth beugen, und Beatrice fürchtete, daß er nur zu treulich Wort gehalten habe. Sie sah jedoch nichts, was sie hätte tadeln können. Mr. Gervoise war väterlich und Antony zärtlich, und wenn Rosy unruhig war, so war es jedenfalls nur, weil sie, wie ihr Mann sagte, krank war. Doctor Rogerson hatte ihr Eselsmilch verordnet, und Rosy trank sie regelmäßig jeden Morgen.

Beatricen schlug das Gewissen. Es schien ihr, als ob Rosy vor ihren Augen hinsterbe und sie Antony's Verbrechen dadurch unterstützte, daß sie ihm nicht entgegenträte. „Würde Gilbert das gethan haben?" dachte sie. Ihre Antwort lautete sogleich: „O nein! nie."

Denselben Tag begegnete sie ihr allein im Speisezimmer. Rosy stand in einer der tiefen Fensternischen und sah, das traurige Gesicht dicht an die Scheiben gedrückt, zum Fenster hinaus. Beatrice legte sanft ihre Hand auf die Schulter von Antony's Frau und fragte, wie sie sich befände.

„Sehr wohl, ich danke Ihnen," entgegnete Rosy ruhig, ohne ein Zeichen der alten Furcht zu verrathen.

„Sie sehen nicht gut aus."

„O, es wird bald besser werden."

„Möchten Sie nicht gern an Ihren Vater schreiben?"

„Ich schreibe jede Woche."

„Und er sieht den Brief?"

Rosy nickte.

„Und Sie schreiben, daß Sie wohl und glücklich sind?"

Rosy antwortete nicht, aber ihr Blick sagte: „Das bin ich auch — es wird bald vorüber sein."

Die Thränen traten Beatricen in die Augen.

„Ich habe gesagt, daß ich nicht handeln würde, wenn Sie es nicht verlangten," sagte sie, „aber jetzt will ich es thun — Ihr Vater soll Sie besuchen."

Rosy's Gesicht klärte sich einen Augenblick auf, wurde aber bald wieder trübe.

„Was nützt es denn?" seufzte sie. „O, Miß Gordon, ich kann es ertragen, ohne ihn zu betrüben. Antony quält mich jetzt nicht sehr und mir ist wie im Schlafe zu Muthe. Ich werde aus dem Leben gehen, glaube ich, als ob ich Opium genommen hätte, und das kann ich ertragen. Die Furcht vor dem plötzlichen Tode nur war es, die mich zum Feigling machte."

„Verlassen Sie sich auf mich," sagte Beatrice, „und hoffen Sie."

Sie sprach zutraulich. Rosy sah zu ihr auf und lächelte, aber bekümmert. Die Hoffnung war erstorben oder doch auf treulosen Schwingen aus ihrem Bereich entflohen. Beatrice war jedoch nun zur Einmischung entschlossen und sie mischte sich auch mit

Erfolg ein, wie Mr. Gervoise zwei Tage später erfuhr. In seinem düsteren Gesicht las Beatrice das Resultat des Schrittes, den sie gethan. Nicht seine Schwiegertochter war es, der Mr. Gervoise sein Mißvergnügen kund gab, diesmal unterhandelte er mit Beatrice, die er jetzt selten angriff, und lud sie ein, in sein Studirzimmer zu kommen.

„Beatrice," sagte er mit feierlichem Ernst zu ihr, „ist Frieden zwischen uns?"

Beatrice lehnte sich im Stuhle zurück, spielte mit den Quasten der langen Schärpe, die sie trug und bat ihn, sich deutlicher zu erklären.

„Du weißt recht gut, was ich meine," erwiederte Mr. Gervoise streng. „Meine kleine einfältige Schwiegertochter hat an ihren Vater geschrieben, der mich mit einem zornigen Brief beehrt hat und morgen in sein Landhaus zurückkehrt. Nun kann sie dies aber nur mit Deiner Hilfe gethan haben und dies ist es, worüber ich mich beklage. Du mischest Dich in meine Familienangelegenheiten, Beatrice, ich frage Dich abermals: „Ist Friede zwischen uns?"

„Wie Sie befehlen," entgegnete Beatrice.

„Beatrice, ich lasse nicht mit mir spielen. Rosy ist ein gutes Kind — ein sehr gutes Kind; aber sie ist auch ein verzogenes Kind und wir können sie nicht fernerweit verziehen."

„Das steht nicht zu befürchten."

„Ich ersuche Dich, Dir nichts mit ihr zu schaffen zu machen, Du möchtest es bereuen."

Beatrice erhob ihr stolzes, jugendliches Haupt und heftete ihre schönen, trotzigen Augen fest auf sein Gesicht.

„Machen Sie es so schlimm wie möglich," sagte sie. „Ich bin nur in einem Punkte verwundbar, das ist meine Mutter, und in dieser Hinsicht biete ich Ihnen Trotz. Ich bin mündig, meine eigene Herrin und auch Herrin dieses Hauses. Versuchen Sie es, sie zu quälen, dann verlassen Sie und die Ihrigen augenblicklich Carnoosie. Sie besitzen die Macht, sie unglücklich zu machen, aber nicht die Kraft, mich zu zwingen, daß ich ruhig zusehe. Da hört Ihre Gewalt auf. Ich werde das nie mit ansehen, Mr. Gervoise. Ich weiß, daß ich den Frieden sehr theuer erkaufe. Denn ich gebe Freiheit, Unabhängigkeit, Verheirathung und jeden eigenen Genuß auf; denken Sie jedoch nicht, daß ich den Preis zahlen und mich mit weniger als dem vollen Werth begnügen werde. Versuchen Sie, mich zu betrügen, so ist der Handel zu Ende und wir trennen uns."

„Meine liebe Beatrice," sagte ihr Stiefvater ganz verwundert, „wie kannst Du mir so Unrecht thun, zu glauben, das Glück Deiner lieben Mutter sei nicht der Hauptgegenstand meines Lebens? Was hat dies aber mit dem Ungehorsam der Mrs. Antony Gervoise zu thun? Ihr Gatte ist nicht glücklich, sie gehorcht seinen sehr sanft ausgesprochenen Befehlen nicht und jetzt schreibt sie gar, um das Uebel noch schlimmer zu machen, an ihren Vater, der hier her kommt, um

sich, wie ich vermuthe, mit ihrem Manne zu zanken."

„Mr. Gervoise, was geht das mich an?"

„Du hast ihren Brief zur Post befördert."

„Würde er ohne mein Zuthun nicht auch angekommen sein? Ist sie denn eine Gefangene? Sind die Dienstboten solche Verräther, daß sie ihre Pflicht dem Meistbietenden verkaufen und das arme junge Ding verrathen würden?"

„Beatrice, Du hast den Brief zur Post gegeben."

Beatrice erhob sich. Sie erröthete bis unter die Stirn, und ihre Lippen zitterten vor edler Entrüstung.

„Ich habe ihn geschrieben, Mr. Gervoise," sagte sie.

„Du! — Du!" wiederholte er, ganz betäubt von dem verwegenen Geständniß.

„Ja, ich. Und glauben Sie denn, ich hätte ihre langsame Tortur länger schweigend mit ansehen können? Glauben Sie, daß dies in meiner Natur läge? Das arme kleine Opferlamm, sie hätte nicht geschrieben, sie wäre ohne einen Klagelaut gestorben; ich aber schrieb an ihren Vater, ich erzählte ihm, welche Behandlung sein Liebling erfahren habe, unter welcher eisernen Ruthe sie lebe, und er kommt, um selbst zu sehen und zu urtheilen und ihr wenigstens den Trost seiner Gegenwart zu geben."

Diesmal verlor Mr. Gervoise seine Fassung; er wurde blaß vor Wuth und schüttelte drohend die zitternde Hand gegen Beatrice.

„Mische Dich nicht ein," rief er warnend, „mische Dich nicht ein!"

„Carnoosie gehört mir," erwiederte Beatrice hochfahrend, und damit das Recht, sich in das zu mischen, was in ihrem eigenen Hause vorginge, aussprechend, verließ sie das Zimmer, von Mr. Gervoise's drohendem Auge bis an die Thür gefolgt. Beatrice sah muthig und gleichgiltig aus, aber ihr Herz war betrübt. Sie wollte und konnte nicht nachgeben, aber sie kannte diesen Mann, und ihn kennen, hieß wünschen müssen, jeden Kampf mit einem so gewissenlosen und gefährlichen Gegner vermeiden zu können. Der lange Waffenstillstand war gebrochen, und welche Rache würde er nicht nun nehmen, denn daß er eine Rache haben müsse, wußte Beatrice recht gut.

„Arme, kleine, thörichte Rosy," dachte sie, „es war ein unglücklicher Tag, der dich nach Carnoosie brachte, das so schön und glücklich aussieht und doch düsterer ist als Mrs. Radcliffe's Udolpho. Dort zeigte doch wenigstens das äußere Denkmal von dem innewohnenden Verrathe; hier sind der lachende Himmel, die bunten Blumen, die Springbrunnen, die reizenden Zimmer Anzeichen einer glücklichen, ehrenvollen und friedlichen Wohnung. O Carnoosie, mein eigenes Carnoosie! wirst du jemals wirklich meine eigene, unbefleckte Heimath sein, in der ich als glückliche Frau, von fröhlichen Kindern umgeben, leben kann? Nie! — nie!"

Sie nahm, traurigen Herzens und niedergedrückt, in der Bibliothek Platz, in die sie eingetreten war, und alsbald hörte sie eine Stimme in ihrem Innern, eine reine, heilige Stimme, die wie die Gilbert's klang, die Stimme der Pflicht und Selbstaufopferung.

„Glück, Freiheit, Liebe und alle Segnungen derselben sind nicht das einzige Ziel des Lebens. Es giebt noch ein anderes, edleres, reineres, das bei Weitem höher steht — die Pflicht. Kannst du den Frieden dadurch erkaufen, daß du das arme kleine Ding verlässest, welches unter deinem Dache lebt — ein Lamm zwischen zwei Wölfen? — Du kannst es nicht — du kannst es nicht. Lieber mit Allen, die du am Meisten liebst, sterben und untergehen, als solch ein Feigling sein."

Denselben Nachmittag noch trat Mr. Stone, der vor einer Stunde in seinem Landhaus angekommen war, in Carnoosie ein und verlangte mit der Herrin desselben zu sprechen. Vergebens hatte Beatrice, seit sie mündig geworden, manche Dinge zu ändern versucht. Ihre neue Haushälterin war eben so eifrig als ehrenhaft, aber die unteren Dienstboten waren noch immer bezahlte Spione des Mr. Gervoise. Beatrice wußte es und ließ es sich nur gefallen, weil sie keine Hoffnung hatte, unbestechlichere zu erlangen. Ihre Befehle wurden jedoch nie offen verletzt, und obgleich Mr. Stone kaum an das Thor getreten war, als zwei eifrige Späher auch schon Mr. Antony Gervoise von diesem Umstand benachrichtigten — Mr.

Gervoise war nicht zu Haus — so würde doch sein Verlangen, Miß Gordon zu sprechen, dieser sogleich ausgerichtet.

Beatrice las ihrer Mutter vor, als die Thür sich öffnete und die Jungfer der Mrs. Gervoise den Auftrag des Mr. Stone mit geläufiger Zunge ausrichtete.

„Mr. Stone!" stammelte Mrs. Gervoise, die erschrak, einen Namen zu hören, der ihr wie ein Omen kommenden Unglückes klang. Beatrice erhob warnend den Finger. Sie saß mit dem Rücken gegen die Thür, an der die Brownson respectvoll stehen geblieben war; aber sie befand sich gerade einem großen Spiegel gegenüber, in dem das Mädchen, dessen Augen nichts entging, sowohl die bedeutsame Geste, als den ausdrucksvollen Blick, der sie begleitete, bemerken konnte.

„Führe Mr. Stone in die Bibliothek," sagte Beatrice ruhig, „und sage ihm, ich würde gleich hinunter kommen."

„Sehr wohl, Ma'am," und die zimperliche Brownson verschwand, als ob Hören und Gehorchen für sie Eins sei. Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so rief Mrs. Gervoise aus:

„Beatrice, Du mischest Dich in die Angelegenheiten dieser Leute."

„Ja, liebe Mama, das thue ich, aber Du bist sicher."

„Aber Du, Beatrice — Du!"

„O! ich werde ein oder zwei Kämpfe zu bestehen

haben," erwiederte Beatrice unbekümmert, „und dann wird es vorüber sein."

„Ich wünschte, wir hätten die junge Frau nie gesehen," rief Mrs. Gervoise fast leidenschaftlich.

„Das wünsche ich auch, liebste Mama, denn ich sehne mich so sehr nach Frieden, ach, Du weißt gar nicht, wie sehr! Sieh mich aber nicht so an; jetzt ist es zu spät, und außerdem muß ich thun was ich thue, wenn ich nicht ein schmählicher Feigling sein will. Fürchte Dich nicht, Liebste, und laß mich zu Mr. Stone gehen. Er wartet, und ich vermuthe, daß er mich lange aufhalten wird. Er wird viel von seinem Kummer zu erzählen haben, der arme Mann, und ich werde zuhören müssen."

Beatrice blieb eine Stunde weg und nie hatte Mrs. Gervoise eine Stunde so lang und eintönig geschienen. Sie warf ihrer Tochter, als diese zurückkehrte, einen ängstlichen Blick zu, aber Beatrice's Augen wichen den ihrigen aus.

„Nun," sagte Mrs. Gervoise endlich.

„Nun," erwiederte Beatrice, „er verlangte seine Tochter zu sehen, und Antony schickte die Botschaft, daß Mrs. Antony Gervoise heftige Kopfschmerzen habe und nicht kommen könne."

„Und was gedenkst Du zu thun, Beatrice?"

„Frage mich nicht, liebe Mama, dann kann Dich Niemand zwingen, es wieder zu sagen."

„Beatrice! Beatrice! wie soll das enden?"

Beatrice lehnte ihren Kopf an die Schulter der Mrs. Gervoise.

Sie blickte durch das Fenster zu dem rothglühenden Abendhimmel, auf die düsteren, feierlich aussehenden Bäume, auf die kühle, thaubenetzte Erde, auf der sich leise die bläulichen Schatten des Abends lagerten, und sagte, ihre Mutter innig umfassend:

„O, Liebste, wenn wir doch irgendwo zusammen von aller dieser Unruhe ausruhen könnten, dann wollte ich glücklich sein — irgendwo auf oder unter dieser Erde — mir sollte es gleich sein, wo."

„Du sehnst Dich zu sterben, Beatrice?"

„Nein, liebe Mama, aber ich sehne mich nach Frieden," und Beatrice vernahm in ihrem Innern eine verlangende Stimme, eine Stimme der Sehnsucht und Leidenschaft, die zu sagen schien: „O! Gilbert, Gilbert, warum hast du mich verlassen?"

Vierundvierzigstes Kapitel.

Mit halber Verwunderung und halber Entrüstung erfuhr Mr. Gervoise am nächsten Morgen, daß Antony seiner Frau nicht gestattet habe, ihren Vater zu sehen.

„Sagtest Du mir denn nicht, daß ich ihr Zusammentreffen verhindern solle?" entgegnete Antony.

„Verhindern wohl, aber nicht verbieten. Du wirst uns Alle ruiniren, wenn Du so fortfährst. Als Du Mr. Stone's Ankunft erfuhrst, hättest Du mit Deiner Frau ausfahren oder, wenn nöthig, eine Reise machen sollen."

„Du sagtest, sie dürfe nicht ausgehen," warf Antony wieder ein.

„Lieber Junge," sagte sein Vater zärtlich, „wenn Du meinen Rath buchstäblich auslegen willst, so thust Du besser, ihn gar nicht anzunehmen."

Antony fragte ziemlich niedergedrückt, was er denn nun jetzt thun solle. Mr. Gervoise antwortete, daß, da er, statt mit Rosy fortzugehen und Mr. Stone von der Fährte abzubringen, so unverständig gewesen sei, einzugestehen, daß er von seiner Ankunft wisse das Einzige, was er thun könne, sei, Rosy zu ihrem Vater gehen zu lassen.

„Vorausgesetzt nun, daß sie nicht zurück käme?" fragte Antony.

Mr. Gervoise lächelte und sagte mild:

„Das steht heute Morgen nicht zu fürchten."

So war es auch. Rosy ging eifrig und voller Freude fort, wie Antony mit eifersüchtigem Unbehagen bemerkte; aber sie kehrte zurück, und als Beatrice Mr. Antony Gervoise stolz ankündigte, sie wünsche nicht, daß er ihr Carnoosie in ein Gefängniß verwandle, zeigte er auf seine Frau, die eben eintrat, und sagte ruhig:

„Nun, dort ist sie ja, Miß Gordon."

Aber war das wirklich Rosy? Jetzt hatte sie Farbe und einen entschlossenen, trotzigen Blick, der Beatrice frappirte.

„Sie sehen heute wohl aus," sagte Beatrice zu ihr.

„Ich bin wohl und kräftig," entgegnete Rosy.

Ihr Ton war eine Kriegserklärung. Rosy setzte sich mit derselben kalten, überlegten Miene zu Tisch. Sie widersprach Mr. Gervoise während der Mahlzeit zweimal und strafte den Hohn ihres Mannes mit Verachtung. Selbst Beatrice erhielt kaum eine höfliche Antwort von ihr. Sie schien aufgeregt und so scheu wie ein junger Vogel, der eben seine verlorene Freiheit wieder gewonnen hat. Als das Mahl vorüber war und sie mit Beatrice das Zimmer verließ, sagte Miß Gordon, während sie die Thüre zumachte, zu ihr:

„Sehen Sie sich vor — gehen Sie nicht zu weit."

Rosy lächelte verächtlich.

„Ich fürchte mich nicht vor ihnen," sagte sie. „Beide, sowohl Vater als Sohn, werden finden, daß sie mich jetzt nicht mehr mit Füßen treten können, und ich will nicht hier bleiben. Warum sollte ich in dem Hause einer andern Person leben?"

Beatrice lächelte fast traurig. Rosy sprach wie ein Kind, das sie auch war. Sie fühlte sich jetzt stark und ihre todtenähnliche Unterwerfung war mit der Rückkehr ihres Vaters verschwunden; Beatrice hatte

jedoch während der Mahlzeit Antony's finstere Blicke und das beobachtende Auge des Mr. Gervoise bemerkt und wußte, daß der Vogelsteller sein Netz ausgebreitet habe. Der Abend war schwül, und Beatrice und ihre Mutter saßen bei weit offenen Fenstern. Sie konnten die Stimmen im Garten unten hören, und Beatrice unterschied deutlich Rosy's Lachen. Es war laut, klang aber Beatricen hohl und gezwungen.

„Woran denkst Du, Beatrice?" fragte ihre Mutter, aber Beatrice, die noch immer auf die Stimme unten horchte, gab keine Antwort. Mr. Gervoise sagte eben:

„Du würdest mich wirklich sehr verbinden, lieber Junge, wenn Du das Geschäft für mich besorgtest. Bitte, reise heute Abend. Was ist in Deinem Alter eine Reise nach London?"

Antony betheuerte mit einem Fluche, daß er sich nicht von der Stelle rühren würde, denn Respect gegen seinen Vater war nicht gerade seine schwache Seite. Mr. Gervoise blieb jedoch hartnäckig dabei.. Mit klarer, deutlicher Stimme, die bei ihm etwas sehr Ungewöhnliches war, drängte er seinen Sohn, mit dem Nachtzug abzureisen.

„Du kannst morgen um Zwölf schon zurückkommen, wie Du weißt," fügte er überredend hinzu, „und das Geschäft bei der Bank ist wirklich sehr wichtig."

Nun war Geheimnißkrämerei in allen Dingen die Kunst, die Mr. Gervoise am eifrigsten betrieb. Diese Hindeutung auf die Bank kam Beatricen wie eine Schlinge vor. Es schien ihr unglaublich, daß

er eine Privatangelegenheit auf der Terrasse, vor Rosy's Ohren besprechen sollte, vor ihr und ihrer Mutter, ja selbst vor den Dienstboten. „Er beabsichtigt etwas damit, das thut er ganz gewiß, aber was?" dachte sie. Wie der Streit zwischen Mr. Gervoise und seinem Sohn endete, erfuhr sie nicht, denn sie waren zusammen in's Haus gegangen, und Beatrice antwortete aufstehend auf die neue Frage ihrer Mutter:

„Woran denkst Du, Beatrice?"

„Ich denke, es ist sehr sonderbar, daß Mr. Gervoise so laut auf der Terrasse spricht."

Kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, als die Thür sich öffnete und Mr. Gervoise in's Zimmer trat.

„Nun, meine Liebe, wie geht Dir's?" fragte er freundlich, sich neben seiner Frau niederlassend — „wie geht es Dir heute Abend?"

Nun war Mrs. Gervoise aber gerade diesen Abend sehr reizbar, und so entgegnete sie denn ziemlich mürrisch

„Es würde mir besser gehen, Mr. Gervoise, wenn ich eine Luftveränderung hätte."

„Meine Liebe, wohin möchtest Du gern reisen?"

„Nach der Schweiz, Mr. Gervoise."

„Dann, Theuerste, wollen wir morgen früh Doctor Rogerson consultiren, und wenn er Dir die Schweiz anräth, so sollst Du nach der Schweiz gehen."

„Meine arme Mama," dachte Beatrice, „Du wirst nie auch nur einen Berg von der Schweiz sehen."

Mrs. Gervoise aber, die nur wußte, daß Mr. Rogerson den Aufenthalt an der französischen Küste verordnet hatte, machte sich sanguinische Hoffnungen, daß er ihr auch den Jura und Montblanc anrathen würde. Ihr Lebensmuth stieg; sie war seit Tagen nicht so heiter gewesen, und ihr Gatte begünstigte gefällig diese Täuschung. Beatrice war zu erzürnt, als daß sie hätte bleiben und zuhören können. Sie erhob sich und trat an's Fenster. Der Abend war still und dunkel. Sie hörte jedoch einen vor dem Thore von Carnoosie ungewöhnlichen Klang, das Knirschen von Rädern auf dem Sandweg der Allee, so schien es ihr wenigstens. Sie wendete sich zu Mr. Gervoise und sagte scharf:

„Wer verläßt heute Abend das Haus?"

„Antony, glaube ich," erwiederte Mr. Gervoise.

Beatrice ging eilig nach der Thür. Mr. Gervoise stand auf und versuchte, sie zurückzuhalten.

„Beatrice, was giebt es? was hast Du vor?" fragte er.

„Ich will Antony sehen, ehe er abreist," entgegnete sie, „bitte, halten Sie mich nicht auf," und ihr Ton war so befehlend, daß Mr. Gervoise sich zurückzog und sie vorbeigehen ließ.

Beatrice hegte vermuthlich keinen Zweifel in Bezug auf Antony's Abreise, denn statt hinunter zu gehen, lief sie hastig die Treppe hinauf, bis sie an Rosy's Zimmerthür stand. Sie klopfte an, und da sie keine Antwort erhielt, trat sie ein. Ein brennen-

des Licht stand auf dem Tische. Beatrice sah sich mit raschem Blicke um; das Zimmer war leer — ja, weit mehr, es war in einer Unordnung, die Rosy hervorgerufen haben mußte, denn alle Schubfächer waren ihres Inhalts entleert und dieser in wilder Hast auf den Fußboden geworfen worden. Beatrice wußte, wo Rosy ihr Schmuckkästchen aufbewahrte; sie sah hin und fand die Stelle leer. Ach! es war nicht daran zu zweifeln! Sie war blindlings in die ihr gelegte Schlinge gefallen. Der thörichte Vogel, der die Thür seines Käfigs hatte offen stehen sehen, war entflohen.

„Wenn ich nur noch zu rechter Zeit das Landhaus erreichen könnte!“ dachte Beatrice. Ohne zu zögern, ging sie auf ihr Zimmer, warf einen Mantel um und verließ, ohne John zu rufen, das Haus, eilte durch den Park und betrat den Wald. Rasch eilte sie dahin; weder die Dunkelheit des Abends, noch die Einsamkeit des Waldes hielten sie ab. Endlich hatte sie die Grenzen desselben erreicht und sie blickte über die Ebene hinweg, das Licht in Mr. Stone's Hause suchend. Das Herz sank ihr, als sie Alles dunkel fand. „Zu spät! — zu spät!“ rief die Stimme eines heimlichen, aber sicheren Vorgefühls. Und leider war es auch zu spät. Als Beatrice das Haus erreichte und anklopfte, erzählte ihr die alte Frau, die ihr die Thür öffnete, Mr. Stone und seine Tochter wären eben an das Sterbebett seiner Mutter geeilt.

„Armes, kleines Ding," dachte Beatrice umkehrend, „Du wirst diesen Schimmer von Freiheit theuer genug bezahlen müssen."

Jetzt schlug sie die lange, sichere Straße ein, um nach Haus zurückzukehren. Als sie in das Zimmer ihrer Mutter trat, fand sie Mr. Gervoise noch dort. Schon als sie die Thür öffnete, sah sie ihn mit scharfem, forschendem Auge an, Mr. Gervoise aber hatte die Hände über die Kniee gefaltet und seine Augenlider verschleierten seine Augen halb.

„Er sieht aus, wie eine Katze, die halb im Schlafe ist," dachte Beatrice; „ich begreife, daß er nichts sehen und merken will. Mrs. Antony Gervoise mag ihrem eigenen Willen und Vergnügen nachgehen — Mr. Gervoise wußte von nichts. Er saß in dem Zimmer seiner Frau und genoß das häusliche Leben, das so ganz nach seinem Sinne ist — er ist unschuldig. Arme, kleine, einfältige Rosy."

Allem Anschein nach wurde die junge Mrs. Gervoise am nächsten Morgen nicht vermißt. Vergeblich horchte Beatrice auf den Lärm des Erschreckens oder die Ausrufe der Verwunderung. Das Haus war so ruhig wie immer; die Dienstboten gingen ihren Alltagsbeschäftigungen nach, und Mr. Gervoise rauchte, nachdem er lange im Bett gelegen, seine Cigarre auf der Terrasse.

Als er und Beatrice sich beim Frühstück trafen, sah sie bedeutsam nach Rosy's leerem Stuhl; Mr.

Gervoise aber schlug die Augen nieder und sah nichts. Beatrice fragte ihn offen. Sie sagte:

„Ist Mrs. Antony Gervoise unwohl?“

„Hoffentlich nicht,“ entgegnete Mr. Gervoise väterlich, „Du weißt doch wohl, daß sie mit ihrem Manne gereist ist?“

„Ach! welche traurige Komödie!“ dachte Beatrice, „dieser Mann weiß, daß ich vorigen Abend in Mr. Stone's Hause war, ich weiß, daß er die Flucht der kleinen Rosy begünstigt hat, und hier sitzen wir und fragen und antworten einander, als ob Eins das Andere täuschen könnte.“

„Das kleine Ding wollte gern London einmal sehen,“ fuhr Mr. Gervoise fort, seinen Thee schlürfend — „wenigstens vermuthe ich das, denn sie ging in solcher Eile fort, daß ihre Jungfer nicht eher etwas davon erfuhr, als bis sie ihr Zimmer leer und ihre ganzen Sachen darin verstreut fand. Vielleicht kommen sie heute Nachmittag zurück, vielleicht auch nicht. Antony wird seine kleine Frau nicht gern übermüden wollen.“

Beatrice gab keine Antwort. Jetzt wußte sie genug — sie wußte Alles. Antony war nie wirklich fort gewesen — er hatte sich blos verborgen und beobachtet, war Rosy gefolgt, hatte sie ohne Zweifel eingeholt und sie nun schon eingefangen. Wenn dies jedoch der Fall war, war Antony ohne Zweifel zu zärtlich, um seine kleine Frau durch die Reise zu ermüden; denn den ganzen Tag lang — und wie lang

erschien er Beatricen! — zeigte auch nicht das leiseste Räderrollen seine Rückkehr an. Es war tiefe, dunkle Nacht, und sie saß bei Mrs. Gervoise, als diese sie erschrocken auffahren sah. Sie blickte ihre Tochter forschend an, welche ruhig zu sagen versuchte:

„Es ist nur ein Wagen, Liebste — Antony kommt wahrscheinlich zurück." Es wurde ihr jedoch dabei weh um's Herz. War er allein? Sie blieb nicht lange in Zweifel. Sie hörte Antony's Stimme auf der Treppe zu der Jungfer seiner Frau sagen:

„Geh' und hole den Shawl der Mrs. Gervoise — er liegt im Wagen."

Unwiderstehliches Mitleid ließ Beatrice aufstehen und die Zimmerthür ihrer Mutter öffnen. Sie schritt nicht über die Schwelle. Das war auch nicht nöthig, denn sie sah Mr. Antony und seine Frau auf sich zukommen. In den Treppennischen standen Statuen, die große Lampen hielten, deren Schein das Vorhaus tageshell erleuchtete. Beatrice sah ganz deutlich Antony's grausames, aufgeregtes Gesicht und Rosy's todtenbleiches Antlitz. Das arme junge Wesen hielt sich krampfhaft am Treppengeländer fest und es schien, als könne sie sich ohne diese Stütze nicht aufrecht erhalten. Sie sah Beatrice's trauriges, mitleidiges Gesicht nicht — sah überhaupt nichts. Es stand ihr nur eine entsetzliche Scene vor Augen — entsetzlich für sie, die auf ihre ängstliche Flucht gefolgt war und sie wieder in traurige Gefangenschaft gebracht hatte. Antony sah jedoch Beatricen wohl und las in

ihren Blicken, und als ihre Augen sich begegneten, trugen die seinigen einen spottenden Ausdruck. Beatrice gab ihm den Blick mit traurigem Ernst zurück. Sie empfand weit mehr Mitleid als Zorn gegen Antony, sie wußte, er sei nur ein Werkzeug in der Hand eines Anderen, und zwar, wenn auch ein williges, doch ein blindes Werkzeng. Antony war jedoch entschlossen, ihr zu trotzen. Er sagte mit ironischem Nachdruck:

„Da siehst Du, Miß Gordon, wie es einem verheiratheten Manne geht. Ich ging ohne meine Frau fort, aber sie holte mich bald ein."

Rosy war zu niedergedrückt, um diesen Hohn zu fühlen, aber Beatrice's Gesicht färbte ein zorniges Erröthen.

„Halte Mrs. Gervoise nicht auf der Treppe auf," sagte sie zu Antony, „sie sieht schwach und krank aus."

„Nun, Du weißt, wenn Frauen ihren Männern nachjagen —" fing Antony scherzend an. Beatrice ließ ihm nicht Zeit, fortzufahren. Sie stieg einige Stufen hinunter, ergriff Rosy's Arm und führte sie in das Zimmer ihrer Mutter.

„Miß Gordon," sagte Antony trotzig, „ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du Dich nicht einmischest."

Beatrice warf ihm einen ärgerlichen Blick zu.

„Mr. Antony Gervoise," sagte sie, „wenn meine Einmischung Dir mißfällt, so hast Du ein Mittel dagegen in der Hand — verlasse dieses Haus."

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern

schloß, Rosy hineinführend, die Thür und ließ sie sich in einen tiefen Lehnstuhl setzen. Mrs. Gervoise erhob sich halb von dem Sopha, auf dem sie lag, und sah abwechselnd Beatrice und die blasse Rosy an. Mit freundlicher, aber schweigender Geschäftigkeit nahm erstere ihr die Sachen ab, holte aus ihrer Mutter immer gefülltem Vorrathsschränkchen etwas Wein und einige Biscuits und sprach erst, als sie sah, daß Rosy sich erholt hatte.

„Was wünschen Sie sonst noch?"

„Könnte ich die Nacht hier bleiben?" flüsterte Rosy, sich umsehend, „hier bei Ihnen?"

„Dies ist das Zimmer meiner Mutter, aber Sie können mit in das meinige kommen."

„Beatrice!" rief ihre Mutter ängstlich.

„Liebste," sagte Beatrice ernst, „wir können mit diesem armen Lamm nicht anders verfahren, als wir wünschen, daß mit uns verfahren würde."

Mrs. Gervoise blieb stumm, und Rosy, die zu angegriffen und zu sehr in ihren eigenen Kummer versenkt war, um die Angst, die sie verursachte, zu begreifen, sah Beatrice nur an.

„Möchten Sie gern jetzt zur Ruhe gehen?" fragte Miß Gordon.

„Wäre ich denn sicher?"

„Ich werde Sie einschließen."

„O, thun Sie das. O, Miß Gordon, ich sehne mich so sehr nach Ruhe."

„Dann kommen Sie mit."

Beatrice nahm ein Licht und führte sie sogleich in ihr Zimmer. Sie zeigte ihr, daß alle Thüren fest verriegelt waren, und half ihr dann sich auskleiden.

„Miß Gordon, halten Sie es für eine Sünde, sich den Tod zu wünschen?" seufzte die arme kleine Rosy, als sie in Beatrice's geräumiges Bett stieg und Miß Gordon die schweren Vorhänge zuzog.

„Weil ich so sehr wünsche, daß dieses Bett mein Grab sein möchte," fuhr sie fort, ohne auf Beatrice's Antwort zu warten.

„Und Ihr Vater!" warf Beatrice ein.

„Ich bin eine Qual für ihn, Miß Gordon. Wenn Sie nur wüßten, wie unglücklich ihn das Alles macht! O, welch ungezogenes Kind ich gewesen bin!"

„Denken Sie nicht daran — versuchen Sie zu schlafen."

„Ich kann nicht. Ich bin zu elend."

Allerdings sah sie sehr unglücklich aus, aber sie war auch in dem Alter, wo physische Ermüdung jedes andere Gefühl besiegt, und schon, während sie noch mit Beatrice sprach, überwältigte sie die Ermattung und eine schwere, tiefe Schläfrigkeit. Das Zimmer war groß und das Wachslicht, welches Beatrice mitgebracht hatte, erhellte es nur schwach. Durch die halbgeschlossenen Augen sah Rosy die mit verschossenem Damast bekleideten Wände, die unbestimmten Umrisse der Möbeln und die dunklen Falten der schweren Vorhänge. Beatrice's hübsches Gesicht sah sie vom Fußende des Bettes aus zärtlich an. Ein

Gefühl der Sicherheit vor jedem Unglück, einer kurzen, aber sicheren Ruhe in ihrem traurigen, jungen Leben überkam sie. Sie vergaß das Morgen, empfand nur die Gegenwart und überließ sich, gleich einem Kinde, der Süßigkeit derselben. Ihre Augenlider schlossen sich, sie behielt noch einen Moment das Bewußtsein, dann verlor sie es plötzlich und sank in einen tiefen, gesunden Schlaf. Beatrice wartete eine Weile, dann schlich sie sich leise aus dem Zimmer, verschloß die Thür und ging zu ihrer Mutter zurück. Sie fand Mrs. Gervoise in Thränen.

„Beatrice, es ist um uns geschehen," rief sie kläglich. „Denke nicht, daß Du Dich ungestraft einmischen kannst, denke es nicht. Ich spreche nicht in meinem Interesse, Beatrice. Ich weiß, Du hältst mich für einen großen Feigling, aber ich fürchte nicht für mich. Ich fürchte für Dich, Beatrice."

„Liebe Mama, was sollen wir thun? Du sahst ihr Gesicht! Wir können sie nicht verlassen, komme was da wolle. Ich möchte lieber nichts mit ihr zu thun haben; denn sie bleibt bei alledem doch seine Frau, aber ich kann sie nicht verlassen. Ich würde den Zorn des Himmels fürchten, wenn ich so kalt und selbstsüchtig sein könnte. Sie schläft jetzt fest in meinem Bett und wie kindlich sieht sie aus! Ich halte sie noch nicht für achtzehn Jahr. O, welches Schicksal sie ereilt hat! Welcher Fallstrick ist doch die Ehe, wenn sie nicht das größte Glück des Lebens ist."

„Ja, Beatrice, aber sei vorsichtig. Dies heißt

Mr. Gervoise in's Gesicht schlagen; sei vorsichtig, liebes Kind."

Beatrice schwieg. Wenn ihre Mutter das von Mr. Mortimer gewußt, wenn sie gewußt hätte, wer Rosy war, wie würde sie sich geängstigt haben.

Mrs. Gervoise legte die Hand auf die Schulter ihrer Tochter, sah ihr ängstlich in's Gesicht und fragte, was sie zu thun gedächte?

Beatrice faltete die Hände über dem Knie, erhob die schönen dunklen Augen zu Mrs. Gervoise's blassem, ängstlichem Gesicht und erwiederte:

„Liebste, ich kann sie nicht verlassen."

Seufzend sank Mrs. Gervoise zurück.

„Wir sind verloren, Beatrice, und Du wirst es erst einsehen, wenn es zu spät ist."

„Ich vertraue auf Gott und seine Vorsehung," erwiederte Beatrice in fieberhafter Erregung. „Wenn ich für das arme schwache Kind kämpfe, wird er mich nicht verlassen."

Sie erhob sich, um zu gehen. Es war spät und es that Beatricen weh, sich noch länger mit ihrer Mutter zu streiten. Es verletzte sie, sehen zu müssen, daß langes Leiden und beständige Furcht Mrs. Gervoise so vorsichtig gemacht hatte — um nicht zu sagen, so selbstsüchtig. Sie wußte nicht, daß nur die Starken wahrhaft edelmüthig sind.

Beatrice bot ihrer Mutter gute Nacht und ging in ihr Zimmer zurück. Sie fand Rosy noch fest

schlafend, setzte sich neben ihr Bett, betrachtete sie und dachte:

„Armes, kleines, einfältiges Ding! Wer deich für deinen Irrthum wirklich so theuer bezahlen müssen, wie meine Mama denkt? Wer kann es sagen? Ich glaube, es gehört zu den Gesetzen dieser Welt, daß die Starken immer die Last der Schwachen tragen müssen. Wenn meine Mutter mir räth, dich zu verlassen, so vergißt sie, daß auch sie einst deinen Irrthum begangen hat, und daß ich bis zu meinem Tode für ihren Einfall, Mr. Gervoise zu heirathen, büßen muß. Sie hat ihren Willen und eine kurze Freude gehabt, und ich, die ich damals noch Kind war, muß als erwachsenes Mädchen dafür leiden. So ist es mit dir, Rosy. Du wolltest diesen blonden Antony mit den blauen Augen heirathen, und ich muß dafür büßen. Warum muß nur ich leiden? Habe ich nicht mein eigenes Herz beinahe gebrochen und einen Mann aufgegeben, dem weder Antony, noch sein Vater das Wasser reichen, und wenn ich das that, konntet ihr Beide das nicht auch thun? Es scheint nicht so. Es scheint sogar, als ob ich aus meiner letzten Zuflucht, der Ruhe, in die Unruhe dieses harten Kampfes geschleppt werden müsse. Sei es so! Ich will lieber muthig kämpfend untergehen, als sicher in unehrenhaftem Frieden leben!"

Rosy schlief immer noch fest und gesund, und Beatrice kleidete sich endlich aus und legte sich leise neben sie. Die Dämmerung brach an, ehe sich ihre

Augenlider vor Ermüdung schlossen, und kaum hatte sie eine Stunde geschlafen, als ein unterdrückter Schrei sie erweckte. Sie fuhr in die Höhe, sah Rosy im Bette sitzen und sich mit erschrockenen Augen umsehen.

„Ich glaube, ich habe geträumt," stöhnte sie. „Mir war es, als ob mein Mann hier sei."

„Das müssen Sie geträumt haben, liebe Rosy; legen Sie sich hin und schlafen Sie wieder ein."

„Sind Sie überzeugt, daß keine Gefahr vorhanden ist, Miß Gordon? Sind die Thüren fest und stark?"

„Das sind sie. Aber meine Sicherheit besteht in etwas Stärkerem, als Eichenholz und eisernen Riegeln. Sie brauchen keinen Augenblick lang zu fürchten, daß Ihr Gatte es wagen würde, in dieses Zimmer zu treten. Er weiß recht gut, daß, wenn er den Versuch machte, er im nächsten Moment Carnoosie verlassen müßte. Sie sind sicher."

„Ja, aber ich kann nicht immer hier bleiben."

„Nein, armes Kind, das können Sie nicht. Ach, warum waren Sie so übel berathen, zu fliehen? Wie konnten Sie nur nicht sehen, daß Ihnen eine Falle gelegt worden sei?"

„Das sagte er mir, als er mich einholte, und lachte mich aus. O, Miß Gordon, er wird mich gewiß tödten!"

Beatrice fühlte, daß sie vor Furcht zitterte. Sie sah sie mit einer Art von Verwunderung an. Sie

konnte eine so tiefe Furcht nicht verstehen. Es schien ihr, als ob die größte physische Gefahr ihr diese nicht hätte einflößen können.

„Und ich muß doch wohl zu ihm zurückgehen," sagte Rosy schaudernd.

„Fürchten Sie ihn nicht, armes Kind," erwiederte Beatrice mit hellem Lächeln, „vertrauen Sie mir, noch kann ich Ihnen helfen."

Rosy sah sie zweifelnd an; dann stand sie langsam auf und kleidete sich seufzend an.

Als sie fertig war, setzte sie sich nieder und sagte in klagendem Tone:

„Ich kann nicht zu ihm gehen, Miß Gordon."

„Nun gut, dann thue ich es," erwiederte Beatrice, die sich auch angezogen hatte, nickte Rosy heiter zu, verließ das Zimmer und ging, um Antony aufzusuchen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Antony stand auf dem Vorsaal. Er warf Beatricen einen trotzigen Blick zu und frug mit erzwungener Höflichkeit:

„Darf ich Dich um meine Frau bitten, Miß Gordon?"

„Sie kommt — aber ich muß mit Dir sprechen, komm mit."

Antony sah aus, als getraue er sich kaum, mit Beatrice zu gehen, schämte sich jedoch, es ihr abzuschlagen, gehorchte und führte sie die Treppe hinunter. An der Thür der Bibliothek blieb er stehen, als erwarte er, daß sie dort eintreten würden, aber Beatrice schüttelte mit dem Kopfe.

„Nicht hier," sagte sie; „der Morgen ist schön und ich liebe die Unterhaltungen im Freien am Meisten, Antony."

Mit leichtem Schritt ging sie über die Terrasse, an den Blumenbeeten vorüber und trat in den Obstgarten.

Wundervoll war es an dem Morgen dort. Schwer und glänzend lag der Thau auf dem Grase. Die mit Früchten beladenen Apfelbäume bogen ihre Zweige nieder und warfen gesprenkelte Schatten auf die Erde. Durch das lichte Blätterwerk erblickte Beatrice den blauen Himmel mit den hellen Morgenwölkchen. Auf jedem Zweige zwitscherten die Vögel ihr fröhliches Lied. Wie konnte Sorge und Uneinigkeit eine so schöne Scene entweihen? Ohne den Thau zu beachten, setzte sich Beatrice in das Gras und bedeutete Antony durch ein Zeichen, neben ihr Platz zu nehmen. Er that es, und sie fing mit schwerem Herzen an:

„Antony, erinnerst Du Dich des Frühlingmorgens, wo Du mir sagtest, daß Du mich liebtest und mich zu heirathen wünschtest? Ich thue es und ich kann nicht umhin, daran zu denken, nachdem ich Deine arme kleine Frau blaß vor Furcht in meinem Zimmer

zurückgelassen habe. Wenn ich „Ja" statt „Nein" gesagt hätte und Deine Frau geworden wäre, wie würdest Du mich behandelt haben? Du würdest mich nicht dahin gebracht haben, Dich zu fürchten, aber Du wärest unfreundlich und grausam gewesen. Ich vermuthe, daß Du mich geschlagen hättest, Antony, und daß ein Schlag das Ende Deiner ganzen Liebe gewesen wäre."

Sie sah ihn sehr traurig an, denn das alte Mitleid mit dem irregeleiteten jungen Mann überkam sie wieder.

Antony sah gerührt aus, räusperte sich und sagte:

„Dich würde ich nie geschlagen haben, Du weißt recht gut, daß ich Dich sehr liebte."

„Ich glaube, daß Du es thatest, Antony, aber ich weiß auch, daß Du eine junge, hübsche und gute Frau hast, die zwar in manchen Dingen ein Kind, aber ein Kind mit einem treuen, zärtlichen Herzen ist, und ich weiß auch, daß sie gethan hat, was ich nicht hätte thun können, sie hat Dich aus Liebe geheirathet. Wie kommt es nun, daß Ihr nicht glücklich zusammen sein könnt, oder vielmehr, daß Du sie nicht glücklich machen kannst? Wenn sie auch früher eigenwillig war, so ist sie doch jetzt von diesem Fehler geheilt. Alles, was sie verlangt, ist Liebe und Frieden. Und ich glaube, sie könnte Beides haben, Antony, wenn Ihr nicht in Carnoosie lebtet."

„Wie so?" fragte er scharf.

„Du weißt, was ich meine," entgegnete Beatrice

ernst, „ich habe jedoch auch nichts dagegen, mich näher zu erklären, ja, Du magst, wenn Du willst, Mr. Gervoise jedes Wort wiedersagen. Was ich zu sagen habe, ist dies — so lange Du unter seinem Einfluß stehst, könnt Ihr Beide nicht glücklich werden, weder Du, noch Rosy. Es ist stets sein Lebenszweck gewesen, durch Uneinigkeit zu herrschen. Verlasse ihn. Ich begehe keine Sünde, wenn ich Dir diesen Rath gebe. Die Schrift sagt: „Ein Mann soll Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhängen." Befolge dieses Gebot. Du bist nicht arm. Was hält Dich davon ab, Dir eine eigene Heimath zu gründen und sie mit Rosy zu genießen?"

„Ich wünschte, ich hätte eine," rief Antony heftig. „Ich habe dieses Leben satt, Beatrice. Du glaubst meinen Vater zu kennen — Du kennst ihn noch lange nicht. Er ist nicht blos Dein ärgster Feind, er ist auch der meinige. Beatrice, ich hasse ihn!" flüsterte er.

„Still!" sagte Beatrice aufstehend und in ihrem Gesicht malte sich der Widerwille, den sie auch empfand, „wenn Du ihn nicht achten kannst, Antony, so kannst Du wenigstens schweigen. Ueberdies hast Du Rosy von mir verlangt, ich glaube, ich sehe sie dort kommen."

Es war in der That die arme kleine Rosy, die ihrem Manne zu entwischen gedachte und gerade an den Ort kam, wo er war. Sie erblickte ihn und Beatrice erst, als es zur Umkehr zu spät war, und kam mit erschrockener Miene und zögernden Schritten auf

sie zu. Antony sah jedoch nicht auf sie, sondern auf Beatrice. Ach! sein grausames Gesicht versprach nicht viel Gutes. Trotzdem verlor Beatrice den Muth nicht.

„Rosy," sagte sie, „Sie müssen mir Ihren Gatten noch eine Weile überlassen — ich habe noch mit ihm zu reden."

Sie faßte Antony am Arm und führte ihn fort, und Antony ließ sich fortführen und dachte, daß Beatrice diesen Morgen ganz besonders hübsch aussähe. Er war schwach, wie schlechte Menschen gewöhnlich sind, und obgleich er bald merkte, daß sie ihn nach Mr. Stone's Hause führe, versuchte er doch keinen Widerstand. Als sie das Haus sehen konnten, blieb Beatrice stehen und sagte:

„Es ist ein hübsches Grundstück, aber es ist verpfändet — Deinem Vater verpfändet," fuhr sie fort, „und die Interessen verschlingen fast die Einnahmen; Deine Farm bringt Dir nur eine Kleinigkeit ein und Du steckst tief in Schulden, Antony."

„Woher weißt Du das?" fragte er.

Beatrice hatte nur auf den Busch geschlagen; dies wollte sie jedoch nicht eingestehen. So fuhr sie denn fort:

„Rosy hat Dir kein Geld zugebracht; willst Du aber wissen, welchen Rath ich Mr. Stone kürzlich gab? — einen Rath, den er zu befolgen versprach, ohne es jedoch bis jetzt gethan zu haben? Ich rieth ihm, Deine Schulden zu bezahlen."

Antony's Gesicht klärte sich auf, umwölkte sich aber bald wieder.

„Er wird es nicht thun," sagte er.

„Ja, er wird es wohl, wenn Du mit ihm und seiner Tochter auf Reisen gehst. Er hat es mit seinem Plane versucht und es ist ihm mißlungen, jetzt wird er es mit dem meinigen versuchen. Du denkst jetzt eben daran, ihn zu betrügen, Antony, aber das geht nicht. Mr. Stone wird nicht eher einen Heller bezahlen, als bis er seine Tochter sicher aus Carnoosie heraus hat."

„Angenommen aber nun, daß er mich betröge und sein Wort nicht hielte, wenn er sie bekommen hat?" sagte Antony grob.

„Ich leiste Bürgschaft für ihn," erwiederte Beatrice ernst.

Antony kam sehr in Versuchung, aber der Gedanke an seinen Vater hielt ihn zurück.

„Du weißt," sagte Beatrice, „daß der Handel zu Ende ist, wenn Du Mr. Gervoise zu Rathe ziehst."

„Nun was soll ich denn aber da thun?" fragte Antony erschrocken.

„Du sollst Deine Frau durch Mr. Stone's Diener holen lassen und sie vor Ablauf einer Stunde mit ihrem Vater abreisen sehen. Du kannst ihnen dann nach Belieben folgen," fügte sie ruhig hinzu.

„Das nennt man mit verbundenen Augen handeln," sagte Antony, tief Athem holend.

„Möglich, und wenn Du nicht darauf eingehen

willst, kannst Du in Carnoosie bleiben und Deine Schulden behalten. Siehst Du," fügte sie hinzu, „es ist nicht angenehm für mich, Dich auf diese Weise zu bestechen, was soll man aber thun, wenn man mit einem Manne zu thun hat, wie Du bist?"

Der traurige Ernst ihres Tones traf Antony tief. Ach, es war ein schmachvoller Handel, daß er erst erkauft werden mußte, Rosy ein elendes Leben mit einem verhältnißmäßig friedlichen vertauschen zu lassen; aber sie brauchte ihm dies nicht fühlen zu lassen!

„Thue es, Antony," sagte sie und drückte sanft seinen Arm, „thue nur diese einzige gute That und mache sowohl Dich, als den armen alten Mann und Deine kleine Frau glücklich."

Diese Beschwörung wurde beträchtlich durch die Erinnerung bestärkt, daß noch am Tage vorher Mr. Gervoise seinen Sohn gewarnt hatte, keine neuen Schulden zu machen, da er ihm wirklich nicht weiter beistehen könne.

„Ich will es thun," sagte Antony entschlossen — „ich will es augenblicklich thun."

„Gut," gab Beatrice ruhig zur Antwort. „Laß uns hineingehen — ich glaube, Mr. Stone wird zu Haus sein."

Er war zu Haus und saß am Fenster, aber mit dem Rücken nach demselben, und hatte düster die Arme gefaltet. Als er sie eintreten hörte, sah er in die Höhe und starrte Antony an. Seine Lippen zitterten,

die Adern auf seiner Stirn schwollen an; er sah aus, wie Beatrice ihren Kettenhund gesehen hatte, ehe er sich zum Sprunge bereit machte. Sie beeilte sich, zu sprechen.

„Mr. Stone," sagte sie, „Sie erinnern sich unsrer Unterredung; wenn Sie Willens sind, auf den Vorschlag einzugehen, den ich damals machte, so ist Antony Gervoise bereit, mit Ihnen und Ihrer Tochter in's Ausland zu gehen."

Die beiden Männer tauschten Blicke aus, die von Seiten Mr. Stone's streng und kampflustig, von Antony's Seite halb scheu, halb unverschämt waren.

„Sind Sie Beide einverstanden?" fragte Beatrice mit klarer, klingender Stimme.

Sie antworteten nicht, aber Beatrice sah, daß es der Fall war. Sie wendete sich zu Antony.

„Wie hoch belaufen sich Deine Schulden?" fing sie an.

Antony zögerte. Sie gab ihm einen Stuhl, holte Feder und Tintenfaß, verlangte Papier von Mr. Stone und ging dann in den Garten hinaus, die Herren allein lassend. Sie wußte, daß es ein harter Handel werden würde; denn obgleich Mr. Stone sein Kind sehr liebte, so war er doch nicht der Mann, sich ungestraft plündern zu lassen, und sie wünschte nicht, die Einzelheiten zu hören.

„O," dachte sie, als sie auf dem schmalen Pfade hin und her ging, „wenn ich doch das Glück hätte, das diesem undankbaren Jungen zu Theil geworden

ist! Wenn mir das Glück und ein treues Herz zugefallen wäre, würde ich die unschätzbaren Gaben so vergeuden? O, Gilbert, Gilbert, warum sind wir nicht, wie sie, durch das Band der Ehe verbunden und wie sie durch die Pflicht zum Glücke gezwungen? Und warum sind sie nicht gleich uns aller Bande ledig?" Die Zeit verging, und immer noch hörte sie die Herren drinnen sprechen. Endlich kam Mr. Stone zu ihr heraus.

„Nun," sagte Beatrice.

„Nun, es ist abgemacht und ich kann mit Rosy abreisen, sobald sie kommt. Der Diener ist mit einem Brief von ihm an sie fort."

Sein Gesicht war sehr finster, aber Beatrice hatte nicht nöthig, ihn zu fragen. Freiwillig goß er die ganze Bitterkeit seines Herzens vor ihr aus.

„So muß sie also doch mit ihm leben," sagte er, „mit diesem Gauner, diesem Spieler, diesem einfältigen Burschen, und ich muß es mit ansehen und geduldig bleiben."

„Ja, das müssen Sie allerdings," entgegnete Beatrice, „denn bedenken Sie, daß sie ihn aus Liebe geheirathet hat und ihn noch liebt."

„Das glaube ich nicht — bitte, sagen Sie es nicht — ich weiß, Sie meinen es gut — ich bin Ihnen sehr verbunden, aber Sie verstehen die Gefühle eines Vaters nicht, sonst würden Sie das nicht sagen."

Er sprach sehr gereizt. Er konnte nicht anders. Er konnte Beatrice nicht leiden und hatte sie nie

leiden können. Sie war die Ursache des ganzen Unglücks. Seine Erbschaft war ihr zugefallen und sein unseliger Glaube an ihren Wahnsinn hatte sein Verderben vollendet. Beatrice errieth theilweise seine Gefühle und vergab sie ihm schweigend und großmüthig. Mr. Stone redete nicht weiter mit ihr, obgleich er bei ihr blieb; er war nicht herausgekommen, um zu sprechen, sondern um Antony's verhaßte Gesellschaft zu meiden. Der junge Mann blieb im Zimmer, ihm lag nichts daran, sich ihnen anzuschließen, und so verging eine lange Weile, bis endlich Rosy's Muslinkleid durch das Gitter schimmerte. Ihr Vater ging ihr entgegen und sprach eilig ein paar Worte mit ihr, dann führte er sie zu Beatrice.

„O, Miß Gordon," schluchzte sie und schlang ihre Arme um Beatrice's Hals. —

„Still!" sagte diese, „beeilen Sie sich. Antony könnte andrer Laune werden. Danken Sie mir nicht, küssen Sie mich und gehen Sie. Ich werde Ihnen Alles nachschicken, was Sie brauchen. Gehen Sie gleich; die Gelegenheit möchte Ihnen wieder entwischen."

Mr. Stone nahm den Arm seiner Tochter und führte sie fort. Der Bahnhof war in der Nähe des Landhauses; sie konnten ihn in einer Viertelstunde erreichen, mit dem Eilzug fahren und in drei Stunden auf der Küste von Frankreich stehen. Waren sie einmal dort, so war es für Antony nicht so ganz leicht, seine Ansicht zu ändern. Beatrice ging zu ihm und fand ihn am Tisch in der Wohnstube sitzen, ein

Kästchen durchsuchend, das er von der Chiffoniere genommen hatte.

„Ich glaube, das gehört Rosy," sagte er, schob es sorglos fort, und der kleine goldene Fingerhut und die Scheere rollten auf den Boden.

„Willst Du nicht lieber nach Carnoosie zurückkehren?" fragte er nach einer Weile.

„Kehrst Du nicht dahin zurück?" sagte Beatrice.

„Nun — nein — ich gehe nach Yorkshire und von dort aus werde ich mich ihnen wahrscheinlich in Frankreich anschließen."

Beatrice lächelte verächtlich. Sie wußte, er wagte nicht, seinem Vater unter die Augen zu treten, und überließ ihr die Aufgabe, ihm die Nachricht zu hinterbringen, aber sie sagte nur: „Wie Du willst" und wendete sich nach der Thür.

„Willst Du mir nicht die Hand reichen?" bat Antony schmeichelnd. „Ich habe viel gethan, um Dich zufrieden zu stellen, denn er ist schrecklich filzig. Wollte er mir doch gar mit einem lumpigen Wechsel kommen, der alte Geizhals!"

Er stand neben Beatrice und sie reichte ihm die Hand, nicht aus Freundschaft, nicht aus Achtung, sondern aus Mitleid mit seiner Entwürdigung. Und als sie fortging, sah Antony ihrer stattlichen, geschmeidigen Figur nach und verglich sie seufzend mit seiner trotzigen kleinen Frau.

Es vereinigte sich Alles, um Rosy's zweite Flucht zu begünstigen. Mr. Gervoise hatte es verschlafen

und erfuhr nicht eher, daß sie fortgegangen sei und sein Sohn und Beatrice fehlten, bis Mr. Stone und seine Tochter sich am Bord des Dampfschiffes befanden. Selbst als er ihre Abwesenheit bemerkte, wurde er nicht unruhig; es war ja gar nicht denkbar, daß sie wieder entflohen sein sollte. Als er daher von der Terrasse aus, wo er seine Cigarre rauchte, Beatricen durch den Blumengarten auf sich zukommen sah, frappirte ihn der gedankenvolle Ernst ihres Gesichtes.

„Meine liebe Beatrice," sagte er, nahm die Cigarre aus dem Munde und ging ihr bis an die oberste Stufe entgegen, „kannst Du mir keine Auskunft über Antony geben? Er ist nirgends zu finden."

„Ich glaube, er ist nach Yorkshire gereist, oder im Begriff, hinzureisen, wenigstens sagte er mir so."

Mr. Gervoise fühlte, daß etwas vorgefallen sei.

„Ist seine Frau bei ihm?" fragte er.

„Nein, sie ist mit ihrem Vater nach Frankreich gegangen."

„Und Antony wird sich ihnen vermuthlich dort anschließen."

„Vermuthlich," erwiederte sie ruhig.

Was Mr. Gervoise auch fühlen mochte, er sagte mit dem vornehmsten und ruhigsten Wesen:

„Miß Gordon, darf ich fragen, ob Du die Ursache davon bist?"

Es entstand eine Pause, nur eine momentane Ruhe, dann leuchteten Beatrice's schöne Augen auf und sie sagte:

„Das bin ich."

„Vielleicht hast Du nichts dawider, Miß Gordon, mir zu sagen, welche Beweisgründe Du angewendet hast, um meinen Sohn zu diesem außerordentlichen Schritte zu veranlassen?"

„Einen ganz unabweislichen Grund — ich habe Mr. Stone gerathen, seine Schulden zu bezahlen."

Mr. Gervoise lächelte; er zürnte vielleicht Beatricen wegen der Einmischung, lachte aber über den Gedanken, daß das einfältige Mädchen sich einbilde, Antony könne von ihm entfernt leben! Wie die Hölle die Hölle anzieht, so zog die Schlechtigkeit des Mr. Gervoise die seines Sohnes an.

Sie sprachen nichts weiter. Beatrice stieg leicht die Stufen hinauf, und so breit sie auch waren, so trat Mr. Gervoise doch zurück, um sie vorüber zu lassen. Kein Seigneur des ancien régime konnte vornehmer aussehen, als Mr. Gervoise, oder ein höflicheres und stattlicheres Wesen haben, als das seinige an diesem Morgen war, wie er so herablassend und doch respectvoll dastand, während seine Stieftochter an ihm vorüber und in's Haus ging. Sie eilte in das Zimmer ihrer Mutter und fand sie in tödtlicher Angst. Als Mrs. Gervoise erfuhr, was geschehen sei, sah sie Beatrice traurig an und sagte:

„Antony's Vater wird Dir nie vergeben, daß Du ihn fortgebracht hast — nie, Beatrice."

„Vielleicht nicht," entgegnete ihre Tochter und

ihr sorgloses Lächeln schien auszudrücken: „Was kümmere ich mich darum?"

Nach einigen Tagen kam ein glücklicher, hoffnungsvoller Brief von Rosy. Ihr Gatte war bei ihr eingetroffen — Alles war wieder gut.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Beatrice kümmerte sich nicht darum und doch konnte sie Nachts nicht schlafen. Rosy's Befreiung von ihrem Kummer, der jetzt zu Ende schien, gab ihr keine Erleichterung. Sie fühlte sich matt und erschöpft und das Leben kam ihr wie eine Last und Arbeit vor. Das Bewußtsein, etwas zu thun zu haben, hatte sie eine Zeitlang aufrecht erhalten, jetzt, wo es gethan war, wußte sie, daß sie wieder in die alte Apathie und Mattigkeit versinken mußte.

Es war sehr spät, als sie in der Nacht, von der wir jetzt reden, die Augen schloß, und sie hatte noch nicht lange geschlafen, als ein Licht, das plötzlich vor ihren Augenlidern flammte, sie erweckte. Sie fuhr auf und sah ihre Mutter im weißen Nachtgewand neben ihrem Bett stehen, ein Wachslicht in der Hand.

„Liebe Mama, was giebt's denn?" fragte Beatrice.

„Beatrice, ich habe Dir gesagt, es würde Dein Verderben sein, wenn Du Dich in Rosy's Angelegen-

heiten mischtest, und so ist es auch. Das Verderben hat uns ereilt und es giebt kein Mittel dagegen — keines, Beatrice."

„Liebe Mama, was veranlaßt Dich, um diese Stunde zu mir zu kommen? Du zitterst vor Kälte, komm in mein Bett und sage mir, was es ist."

Mrs. Gervoise zitterte allerdings, aber vor nervöser Furcht. Sie kroch jedoch in das Bett ihrer Tochter, und während sich Beatrice über sie beugte, legte sie seufzend den Kopf auf das Kissen.

„Beatrice," sagte sie, „ich habe das traurige Ende lange kommen sehen, jetzt ist es da und es ist schrecklich, Beatrice. Antony ist hier. Ich habe ihn mit seinem Vater sprechen hören und sehen."

Beatrice drückte die Hand auf die Stirn. Ja, das Uebel war gewiß nahe, wenn die Beiden wieder zusammen Rath gepflogen hatten.

„Liebste, woher weißt Du das?" fragte sie.

„Mr. Gervoise verwahrt seine Papiere in dem Zimmer neben dem meinigen, wie Du weißt, und obgleich ich halb entschlummert war, hörte ich sie doch miteinander sprechen und ich fühlte, daß sie von Dir sprachen, Beatrice. Ich setzte mich in die Höhe und horchte, aber auf einmal öffnete sich die Thür und Mr. Gervoise trat zu mir ein. Er sah mich fest an und sagte: „Hast Du im Schlafe gesprochen?" Ich antwortete: „Nein." „Du hast es gethan," behauptete er. „Ich habe Dich reden hören." Beatrice, ich bin von Natur feig und so sagte ich denn, ich hätte ge-

träumt. „Daran zweifle ich nicht," fuhr er fort, „ich hörte Dich ganz genau." Er blieb einige Zeit, dann verließ er mich."

„Liebste Mama," sagte Beatrice besänftigend, „Du siehst aufgeregt aus, vielleicht hast Du dies Alles geträumt."

„Beatrice, ich habe sie gehört und ich sah ihn, als er in's Zimmer kam, das Licht von der Nachtlampe fiel voll auf sein Gesicht und ich sah ihn ganz deutlich."

„Ja, Liebe, aber das Uebrige kann ein Traum gewesen sein."

„Nein, Beatrice, ich habe noch mehr zu erzählen. Ich konnte nicht schlafen, nachdem er mich verlassen hatte. Es war sehr still im Hause. Ich stand auf, kleidete mich halb an und ging in das Zimmer, in dem ich sie gehört hatte. Sie waren nicht da, aber ich hörte dumpfe Stimmen unten in der Bibliothek. So ging ich denn leise hinunter und die Thür des alten Speisezimmers aufriegelnd, trat ich auf die Terrasse."

„O, liebe Mama, wie konntest Du das thun?"

„Es ist nicht kalt, Beatrice, und ich wollte mich auf jeden Fall überzeugen. Ich schlich mich an das Fenster der Bibliothek, es brannte ein Licht darin und ich sah sie sitzen. Der Tisch war mit Büchern bedeckt, die sie, wie es schien, durchgesehen hatten, sie saßen dicht neben einander und flüsterten zusammen. Plötzlich stand Mr. Gervoise auf; ich erschrak, lief in

mein Zimmer und legte mich zu Bett. Ich dachte, er würde kommen und mich auszanken, daß ich ihn behorcht habe, aber er kam nicht; da faßte ich wieder Muth und ging zu Dir."

„Liebe Mama!" rief Beatrice ganz verwundert, „Du fieberst wirklich, Du mußt es geträumt haben. Was könnte sie denn in die Bibliothek führen und meine Bücher durchsuchen lassen? Sie würden nichts darin finden, und das wissen sie auch."

„Beatrice, ich sage Dir, ich habe sie gesehen und ich sehe ihre beiden Gesichter noch vor mir. Es lag ein Ausdruck darin, den ich nicht vergessen kann, ein Ausdruck, der Dir galt, Beatrice. Ich weiß, daß ich selbstsüchtig und kalt und wie betäubt gewesen bin, aber Du warst nicht in Gefahr; jetzt bist Du es und der mütterliche Instinct ist in mir erwacht. Ich sage Dir, diese beiden Männer schmieden ein Complott, aber so schwach ich auch bin, Beatrice, ich will gegen Beide kämpfen."

Sie setzte sich im Bett in die Höhe und faltete die Hände. Eine hektische Röthe lag auf ihren blassen Wangen, ein ungewöhnliches Feuer brannte in ihren Augen, und Beatrice fühlte, daß ihre ganze Gestalt zitterte.

„Liebe Mutter," sagte sie zärtlich, „Deine große Liebe zu mir ist es, die Dir diese Gefahr vorspielt. Ach! ich will es nicht leugnen — mein Leben ist nicht glücklich — nicht, wie das Leben von Beatrice Gordon sein könnte. Trotzdem, Liebe, darfst Du die

Worte Beatrice und Gefahr nicht in einem Athem aussprechen. Bin ich nicht die Herrin von Carnoosie, durch Rang und Reichthum und das Gesetz geschützt, welches, wenn auch Alle, doch am Meisten den Reichen beschützt, dem alle Hilfsquellen desselben zu Gebote stehen. Ich wiederhole, wer sollte mir schaden können? Es ist etwas werth, so furchtlos sein zu können. Andere Frauen werden von der Liebe und ihrer Heimath beschützt — ich bin allein, aber doch nicht ohne Vertheidigung, denn ich habe Geld, ein kaltes Ersatzmittel zwar für die Liebe, aber laß es gut sein, Liebe, ich bedaure nichts. Auf dem Meere des Lebens ist das Loos jeden Weibes ein unsicheres, es ist am Besten so, wie es ist."

Mrs. Gervoise sank händeringend in die Kissen zurück. „Du denkst an Gilbert?" sagte sie. „An Gilbert, der Dich verlassen hat, und ich denke an Gilbert's Vater und Bruder, die sich gegen Dich verschworen haben. Beatrice! Beatrice! Du wirst mir erst glauben, wenn es zu spät ist!"

Beatrice hatte ihre eigenen Gedanken. Sie wollte sie nicht gestehen, aber sie fragte, was Mrs. Gervoise verlange, das sie thun solle.

„Was Du gethan hast, als Du versuchtest, die arme kleine Rosy aus ihrem Netze zu befreien. Beobachte, sei muthig und wachsam. Du bist in der letzten Zeit schläfrig geworden, und wenn sie Dich nicht so sorglos gesehen hätten, würden sie nicht

wagen, was sie gewagt haben. Beatrice, höre auf die Warnung Deiner Mutter."

Sie richtete sich wieder auf, und Beatrice wurde von dem sonderbaren Ernst der Mrs. Gervoise betroffen. Es glich einem Erwachen vom Tode, wenn man die arme, kranke Frau, deren Gedanken nur auf ihre Leiden gerichtet gewesen waren, die von nichts als von dem Thermometer gesprochen hatte, jetzt in dieser ernsten, feierlichen Weise von der Gefahr ihrer Tochter sprechen hörte. Ein Anfall von Furcht wandelte Beatrice's muthiges Herz an. Einem offenen Kampf würde sie trotzig entgegengetreten sein, aber die verborgene Gefahr entmuthigte sie. Was beabsichtigten diese schlechten Menschen in ihrer grausamen, feigen Weise gegen sie? Ihre Gedanken flogen zu Gilbert und sie fürchtete einen Augenblick für ihn. Doch nein, er war gewiß sicher.

„Was willst Du thun?" fragte ihre Mutter.

„Ich werde wachen, liebe Mama," erwiederte Beatrice mit hellem, strahlendem Lächeln, denn sie dachte, was sie sagte, „und ich werde an Gilbert schreiben. Jetzt aber," fuhr sie laut fort, „thätest Du nicht besser, mich zu verlassen? Du könntest in Deinem Zimmer vermißt werden."

„Ja, ich will lieber gehen; aber, Beatrice, komm mit mir, ich fürchte mich."

„Ich werde mit Dir gehen, ja, und bei Dir bleiben, bis Du fest und sicher schläfst."

Sie standen auf und gingen in die Stube der

Mrs. Gervoise. Sie fanden sie still und ruhig. Mrs. Gervoise legte sich wieder zu Bett und Beatrice blieb, wie sie versprochen, bei ihr, bis sie, vom langen Wachen ermüdet, einschlummerte. Dann schlich sich Beatrice leise fort und ging in ihr Zimmer zurück.

Die Dämmerung brach an und bald mußte es tageshell sein, dann würde die Dienerschaft aufstehen, in die Bibliothek kommen und alle Spuren zerstören, welche die Anwesenheit des Mr. Gervoise dort gelassen haben konnte. Warum nicht sogleich hingehen und untersuchen? War sie nicht die Herrin des Hauses? Wen und was brauchte sie zu fürchten? Sie nahm ein Licht und ging hinunter.

Weder Mr. Gervoise noch sein Sohn waren jetzt in der Bibliothek; aber Beatrice bildete sich fast ein, daß das Geräusch ihrer sich öffnenden Thür oder ihr Schritt auf der Treppe sie gestört habe, denn der Tisch war noch mit den Büchern bedeckt, die Mrs. Gervoise erwähnt hatte. Beatrice's Augen blitzten vor Zorn. War denn kein Zimmer in ihrem Hause vor dem verhaßten Eindringen dieses Mannes sicher? „Ich muß Mittel suchen, ihn aus Carnoosie zu vertreiben,“ dachte sie, „ich muß frei werden, ich muß leben, sonst wäre der Tod süßer, als das Leben, das ich führe.“ Sie warf sich in einen Lehnstuhl am Tisch. Mr. Gervoise liebte die leichte Lektüre nicht und hatte mehrere von Beatrice's Encyklopädien durchblättert. Der Buchstabe G schien jedoch allein Anziehungskraft für ihn gehabt

zu haben, denn von den anderen Bänden hatte er keinen angerührt.

„Was hat er nur damit gewollt?“ dachte Beatrice. Sie nahm einen der Bände in die Höhe, öffnete ihn auf's Gerathewohl und las:

„Dieses Gift wirkt, gleich manchen anderen vegetabilischen Giften, schnell und sicher. Es hinterläßt keine Spuren oder doch nur solche, die sich binnen wenigen Stunden verwischen. Man vermuthet, daß es in dem aqua tofana mit enthalten gewesen ist und daß es den Hauptbestandtheil des poudre de succession gebildet hat, welches im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich eine so große Rolle spielte.“

Beatrice wollte hastig nach der vorhergehenden Seite sehen, bemerkte aber, daß sie fehlte; sie war herausgerissen worden, ob aber erst kürzlich, oder ehe sie Herrin von Carnoosie geworden, das wußte sie nicht. Sie hatte den Band vorher nie geöffnet. Sie sah die andern an, sie suchte das Wort Gift auf, fand aber nichts, was ihren Argwohn bestätigte. Warum sollte sie es leugnen? — Das ominöse, fehlende Blatt ließ Beatricen das Blut in den Adern erstarren. Ja, das war ein sicherer Weg, zu Carnoosie zu gelangen. Wenige Tropfen dieses namenlosen Giftes mußten die gesundeste Nahrung in tödtliche Speise verwandeln, für Beatrice das Ende ihres Lebens, ihrer Sorgen und Kümmernisse herbeiführen. Vergeblich suchte sie diese feige Furcht zu bemeistern. Sie war stärker, als Muth und Vernunft, und machte

sie vollständig blind. In einem Augenblick kamen ihr alle Geschichten von Giftmischern und ihren Thaten in's Gedächtniß, alle gerichtlichen Untersuchungen, von denen die Zeitungen erzählt, fielen ihr ein. Und sie waren dessen ganz fähig. Antony war grausam ohne Erbarmen, Mr. Gervoise zwar vorsichtig, aber er kannte weder Furcht noch Mitleid. Wenn er nur ein Mittel sah, dem Gesetz zu entgehen, so gab es keine That, die er nicht gethan haben würde. Und dieses Gift hinterließ keine Spuren!

„Ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich an das ausgerissene Blatt denke," dachte Beatrice. „Was wäre das aber für ein leichter und sicherer Weg, zu Carnoosie zu gelangen!" Sie öffnete das Fenster, um ihre Gedanken zu zerstreuen, und sie traten ihr gerade bei dem herrlichen Anblick vor ihr entgegen. Diese großartigen Gärten und langen Alleen, die sie im Dämmerlicht undeutlich vor sich sah, waren schon etwas, wofür man kämpfen konnte. Die Menschen hatten um Geringeres Aehnliches gethan. Hatten ihnen doch schon die fünf Pfund aus der Begräbnißkasse hinreichend geschienen, und Carnoosie mit den dazu gehörigen Grundstücken und Einkünften war gewiß eine Versuchung für Antony und seinen Vater.

„Gott stehe mir bei!" dachte Beatrice, „und befreie mich von solchen verzweiflungsvollen Gedanken! Glücklich der Bettler, der keine Güter besitzt, die schlechte Menschen reizen können; glücklich die Bettelfrau, deren Loos Niemand beneidet. Und muß ich,

jung und reich wie ich bin — muß ich, Beatrice Gordon, die Herrin von Carnoosie, mein Leben hergeben, weil sie es verlangen? Ich will es nicht."

Sie schloß das Fenster, ging im Zimmer auf und ab, überlegte, wie sie sie entwaffnen und um die Gelegenheit betrügen könne. Aber ach! konnten sie nicht fast unter ihren Augen die Speisen auf der Tafel vergiften? Solche Dinge waren schon oft geschehen. „O, ich muß dies Alles zu vergessen suchen," dachte Beatrice verzweifelt, „ich muß es vergessen."

Sie eilte hastig aus der Bibliothek, als ob der ruhige Zufluchtsort, an dem sie so manche glückliche Stunde zugebracht, bestimmt sei, ihr Grab zu werden. Sie ging in ihr Zimmer zurück und warf bei sich selbst die Frage auf: „Was soll ich nun thun?"

„Ich werde an Gilbert schreiben," dachte sie, „und ihn bitten, zu kommen. Vor seiner Gegenwart wird jede Gefahr verschwinden." Sogleich setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb aus der Fülle ihres Herzens:

„Gilbert, komm — ich brauche Dich. Sorge und Gefahr sind mir nahe; ich gestehe, daß ich noch nicht weiß, unter welcher Form sie erscheinen werden, aber ich fühle, daß sie mir bevorstehen. Komm — ich spreche zu Dir als zu meinem Freunde. Ich frage nicht, welche neue Bande vielleicht zwischen uns getreten sind — Du bist noch der treue Gilbert, auf den ich mich in Kummer und Gefahr verlassen kann. Vergieb mir, wenn ich Dich zu einer Reise veranlasse,

die sich vielleicht als unnütz erweist, aber ich habe viel ausgestanden, ehe ich Dich rief — selbst dieser Brief soll nicht eher abgehen, als bis sich ein Beweis der dringenden Nothwendigkeit gezeigt hat. Lebe wohl! Wenn Du diese Bitte nicht erfüllst, werde ich keinen Tadel auf Dich werfen, Gilbert! Du wirst stets der Beste und Edelste bleiben für

„Beatrice Gordon.“

Sie schrieb nicht weiter, sondern lehnte sich denkend und träumend im Stuhle zurück. Der Gedanke, daß er zu ihr kommen würde, beglückte sie. Ja, es kam nichts darauf an, wie das Leben und seine Verpflichtungen sie getrennt haben möchten, einmal wenigstens würden sie sich noch in dieser einsamen Wüste begegnen, die ihr ohne ihn so traurig schien. Einmal noch sollte sie die Gegenwart eines Freundes fühlen, der Kraft und Willen hatte, sie zu beschützen. Süß war daher die Gefahr, welcher Art sie auch sein mochte, welche ihn an ihre Seite rief.

Thörichtes Mädchen! Es ist beinahe ein halbes Jahr vergangen, seit Du Dich von Gilbert trenntest. Seine Treue ist Dir nicht mehr verpfändet, den Freund, den ruhigen Rathgeber hast Du noch, aber der zärtliche Liebhaber gehört jetzt vielleicht einer Anderen. Es giebt viele blonde Mädchen in und um Verville, normännische Jungfrauen mit der blühenden Schönheit ihres Volkes, Töchter von reichen Pächtern oder prozeßsüchtigen Rechtsgelehrten, die sehr gern den jungen Doctor Gervoise heirathen und in dem Hause zwischen dem

Rosengarten und dem klaren, schimmernden Flusse leben würden. Bedenke das, Beatrice, und halte inne, ehe Du eine Bitte abschickst, die ihn von den Flitterwochen oder dem Bräutigamsstand abrufen kann.

Beatrice dachte daran, beugte den Kopf auf die auf dem Tisch gefalteten Hände und weinte; sie, deren Thränen nur selten flossen, weinte Thränen eifersüchtiger Unruhe. Endlich gelang es ihr, den Kummer zu besiegen. Sie blickte auf und sagte, als Antwort auf ihre eigenen Gedanken, zu sich selbst:

„Die Liebe ist vorbei, ja, für immer vorbei, sonst würde er mich nicht so leicht aufgegeben haben. Warum soll ich ihn herrufen? Würde Mr. Lamb nicht auch genügen? Seine Ergebenheit kann durch Geld erkauft werden und daran wird es mir nicht fehlen.“

Sie nahm den Brief, den sie eben geschrieben hatte, und verbrannte ihn zögernd; dann schrieb sie einen anderen — einen sehr kalten, ruhigen, klaren Brief, der um Mr. Lamb's baldige Ankunft in Carnoosie und um augenblickliche Beantwortung der Frage bat — war Mr. Mortimer am Leben oder todt?

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Mrs. Gervoise hatte ihre Tochter gebeten, zu beobachten, und Beatrice gehorchte dem Verlangen; sie sah jedoch nichts, was die erhaltene Warnung bestä-

tigt hätte. Die Gefahr war, wenn sie überhaupt existirte, unsichtbar. Der Himmel war klar und blau und die Gewitterwolke noch nicht einmal in Gestalt eines kleinen weißen Wölkchens am Horizont. Um uns einfacher auszudrücken, sie traf Mr. Gervoise am Frühstückstisch und konnte nicht das geringste Zeichen von Unfreundlichkeit, oder, was noch schlimmer gewesen wäre, von Freundlichkeit in seinem Wesen entdecken.

„Und doch werde ich meinen Brief zur Post geben," dachte sie.

Sie war eben so rasch im Handeln, wie im Entschließen, und machte sich sogleich auf. Der Weg zu dem Postamt führte über eine ruhige, mit Bäumen beschattete Straße, in deren Hecken die Nachtigallen ihr Frühlingslied sangen. Beatrice war oft diese Hecken entlang gegangen und hatte ihnen die immer neue Geschichte ihrer Liebe erzählt. Es war kein Baum, kein Strauch, der diese Erzählung nicht gehört hatte. O, Beatrice, ich fürchte, Du warest eine von den irdischsten Töchtern dieser Erde — keine unbefleckte Heilige, kein Engel, sondern ein armes, liebendes Mädchen, dessen Herz eine starke Leidenschaft durchbebte, die, wenn auch nicht alles beherrschend — denn du warst rein, Beatrice, und auf deine Weise edel — doch mindestens sehr mächtig war. Und jetzt konntest du nicht vergessen, obgleich das Erinnern leider nur in Bitterkeit geschah, als du den Pfad entlang gingst, der nicht mehr zu der Liebe führte, wenn er auch die Liebe so lebhaft zurückrief.

Man sagt von den Todten, daß sie nicht todt seien, so lange wir sie uns noch als unter uns gegenwärtig vorstellen, und auch die Liebe ist nicht todt, so lange sie noch die erste süße Empfindung der Wirklichkeit zurückläßt. Wenn aber die Bitterkeit kommt, wenn vorwurfsvolle Gedanken in unsre unruhigen, matten Herzen einziehen, dann ist die Liebe allerdings todt, oder doch dem Sterben nahe. Beatrice dachte im Weitergehen nicht an die Gefahr, die wie eine dunkle Wolke über der alten Heimath ihrer Vorfahren hing; dachte nicht einmal an die beiden Feinde, deren Gegenwart ihr immer Trotz bot. Sie dachte an Verville, an den Abschied auf der einsamen Klippe, an ein Lebewohl, das ein ewiges sein mußte, an ein Gesicht, das sie nicht wiedersehen sollte, und der Gedanke daran erfüllte sie mit unendlicher Bitterkeit. Mr. Lamb, der theuer bezahlte Rechtsanwalt, das Gesetz — dieser kalte, strenge Freund — waren jetzt ihre Vertheidiger. „Sie sind doch treuer, als die Liebe," dachte Beatrice.

„Was kümmere ich mich um die Liebe — die ist vorüber. Ich muß mich selbst retten und einen harten Kampf um das alte Carnoosie dort kämpfen. O, liebste Mama, du kommst mir wahrhaftig theuer zu stehen; für dich gab ich Liebe und Freiheit auf, für dich muß ich jetzt kämpfen, aber ich will es dir nicht vorwerfen, arme Mama, komme, was da wolle. Und ich will bis zuletzt diese beiden Menschen ertragen,

so lange der Pfeil, den sie absenden könnten, erst durch deine Brust gehen müßte."

Beatrice war auf dem Rückweg und schritt eben durch das Thor von Carnoosie, als Mr. Gervoise sie erblickte.

„Ich habe einen Brief auf die Post getragen," sagte Beatrice ungefragt, als sie an ihm vorüber kam, und ihre Augen leuchteten vor zürnendem Trotz.

„Das hätte ein Diener thun können, Beatrice."

„Ja, aber stellen Sie sich nur das Vergnügen vor, den Brief in den Briefkasten fallen zu sehen."

„Es thut mir leid, daß Du die Antwort nicht kannst herauskommen sehen."

„Ich erwarte eine mündliche Antwort," wollte Beatrice eben sagen, aber sie war vorsichtig genug, die unklugen Worte zu unterdrücken. Sie ging ohne Antwort an ihm vorbei und er sah ihr mit spöttischem Ausdruck nach.

Beatricen standen nur wenige Mittel, sich Aufklärung zu verschaffen, zu Gebote und diese wenigen wollte sie nicht benutzen, denn sie mochte die Dienstboten weder fragen, noch bestechen. Es war unnütz, Mr. Gervoise zu fragen, der verstand zu schweigen, nicht so Antony, und gewiß mußte dieser auch deshalb sich versteckt halten. Von ihm konnte Beatrice wenigstens bis zu gewissem Grade erfahren, was Mr. Gervoise beabsichtigte und welchen Weg er einzuschlagen gedenke. Dem zufolge ging sie, sobald sie in's Haus

trat, sogleich in das Zimmer, das Rosy's Wohnstube gewesen war.

Antony war nicht dort, aber ein Geräusch im nächsten Zimmer verrieth ihn und Beatrice rief ihn mit klarer, deutlicher Stimme. Er ließ sich von der Ueberraschung hinreißen und kam heraus. Beatrice begrüßte ihn, in der Mitte des Zimmers stehend, mit dem Blick einer jungen Königin, die in ihrer Würde verletzt ist.

„Was soll dies bedeuten?" fragte sie. „Warum bist Du zum zweiten Mal ohne mein Wissen hier?"

„Ich bin eben erst angekommen," erwiederte Antony.

„O, Antony, Antony, was habe ich Dir gethan?" fragte Beatrice mit unwillkürlichem Pathos. „Warum muß ich Dich immer zuvorderst in der Reihe meiner Feinde finden? Warum bist Du wieder hier, um gegen mich zu handeln?"

„Unsinn!" sagte Antony ungeduldig. „Warum denkst Du das? Ich kam, um meinen Vater zu sehen."

„Warum willst Du ihn aber insgeheim sehen? Warum nicht offen? Du kannst nicht antworten — es ist auch besser, wenn Du es nicht thust. Ich weiß viel — zuviel — und kam nur hierher, um Dir zu sagen: „Laß uns offen gegen einander kämpfen, denn Beatrice kann weder getäuscht, noch überrascht werden."

Antony warf ihr einen zweifelnden Blick zu.

„Ich weiß nicht, warum Du so sprichst," sagte er endlich. „Du bist meine Feindin gewesen, indem

Du meiner Frau geholfen hast, von mir fort zu laufen und Alles das, und ich habe Dir nie Unrecht gethan."

„Weil Du es nicht konntest, Antony, und Du kannst es selbst jetzt nicht. Das Recht ist stark und ich bin die Herrin von Carnoosie."

„Wer sagt denn, daß Du es nicht bist?" erwiederte Antony mürrisch, setzte sich mit von ihr weggewendetem Gesicht nieder und schlug mit den schwarzen Handschuhen auf die Kniee.

Beatrice besaß viel Scharfsinn, die Wahrheit, die sie gesucht hatte, durchzuckte sie wie ein Blitzstrahl, und zwar eben durch Antony's schwarze Handschuhe. Schwarz trug er nur, wenn er nicht anders konnte. Er war also in Trauer; wer war aber gestorben? Sie lächelte bitter und sagte stolz:

„Ich bin die Herrin von Carnoosie und Carnoosie soll nie Dir gehören, wenn auch Mr. Mortimer todt ist."

Das trotzige Lächeln, mit dem Antony sie angehört hatte, verschwand, als sie die letzten Worte sprach. Er starrte sie in dumpfer Ueberraschung an.

„Gieb Dein schlechtes Vorhaben auf, ehe ich es zu nichte mache," fuhr Beatrice sehr ruhig fort. „Deine Frau ist jetzt meine Erbin, aber ich bin jung, ich werde Dich und Deinen Vater überleben, ja, noch mehr, ich werde, wenn es sein muß, heirathen und Carnoosie andere Erben geben."

„Wer sagt denn, daß ich es haben will?" fragte Antony, nicht im Mindesten aus der Fassung gebracht.

„Ein hübsches Ding, der Erbe eines einundzwanzigjährigen Mädchens zu sein! Hältst Du mich für einen Narren, Miß Gordon?“

„Ich halte Dich für meinen Todfeind, der jeder Schlechtigkeit und jeden Unrechtes fähig ist, um zu seinem Zwecke zu gelangen,“ antwortete Beatrice mit blitzenden Augen, „aber ich sage Dir, daß ich, wenn auch verlassen, doch stark bin und daß Du mich nicht besiegen sollst, so lange Gott dem Rechte beisteht.“

Sie sprach mit einem Eifer, der ihr das Blut in die Wangen trieb und sie noch einmal so schön machte. Antony war sowohl entzückt als eingeschüchtert. Seine blauen Augen gewannen einen milderen Ausdruck, als sie auf Beatrice's schönem und doch trotzigem Gesicht hafteten. Ja, das war etwas Anderes, als die blasse, schmachtende Rosy, mit den vorwurfsvollen Augen und den langweiligen Thränen.

„O, Beatrice! Beatrice!“ sagte er, näher tretend, „warum sind wir getrennt? Warum hast Du mich nicht haben wollen? Ich werde nie ein Mädchen finden, wie Du bist!“

„Bist Du Wittwer?“ fragte Beatrice mit eisiger Kälte.

„Ich wünschte, ich wäre es,“ rief Antony fast wild. „Ich habe sie satt, Beatrice, ich wünschte, sie liefe wieder davon, aber mit einem Anderen, und dann würde ich mich von ihr scheiden lassen. Beatrice, ich habe es versucht und kann es nicht ertragen. Ich komme mir ihr und ihrem Vater gegenüber vor wie

ein Schuljunge, wenn sie mir meine Vergehen, wie sie es nennen, immer in's Gesicht werfen."

Beatrice nickte.

„Ich sehe," sagte sie, „Zaum und Zügel sind hart zu tragen und deshalb willst Du Carnoosie haben. Du sollst es nie bekommen, Antony, nie!" fügte sie mit einem trotzigen Lächeln hinzu, das seine ganze schlummernde Leidenschaft weckte.

„Ich kann es nicht ändern," sagte er ärgerlich. „Du hast mich nicht haben wollen und Du bist mir im Wege und deshalb mußt Du über Bord geworfen werden, Beatrice. Und doch ist es Schade," fügte er hinzu, und die Sehnsucht der alten Liebe, wenn man es Liebe nennen konnte, wachte wieder auf, „Du bist so hübsch und so geistreich, so durch und durch vornehm, Beatrice, daß es Einem ärgern kann, Dich nicht bekommen zu haben, und es wäre doch so leicht gewesen. Aber Du hast nicht gewollt und dafür mußt Du nun büßen. Und ich will Carnoosie haben," fügte er mit häßlichem Lachen hinzu, „ich will es haben, Beatrice, obgleich ich die junge Herrin desselben nicht haben konnte."

„Ich danke Dir, Antony, daß Du es endlich eingestehst," erwiederte Beatrice, sich abwendend. „Du bist an Schlechtigkeit, aber nicht an Verstellung der ächte Sohn Deines Vaters. Soviel würde er nie gestanden haben. Ich danke Dir, sage ich, denn ich habe nun den Zweck meines Heraufkommens erreicht; Du hast mir Dein Ziel genannt und Du wirst mich

auf meiner Hut finden, Antony, und Carnoosie eben so wenig bekommen, als Du mich bekommen hast."

Sie nickte ihm zu und fort war sie.

„Und was wollen sie nun?" dachte Beatrice, auf der Treppe stehend bleibend; „es ist — es muß mein Leben sein — o! meine Mama — meine arme Mama — muß ich sie denn aus dem Hause werfen und Dich verlassen, um mein Leben zu retten?"

Als sie zu diesem traurigen Schlusse kam, rief eben die Glocke zum Luncheon. Sie erschrak bei dem Klange. Ob sie es heute thun würden? — es war nicht wahrscheinlich — heute Morgen schon — nein, das schien unmöglich. Noch war sie sicher. Ruhig genug trat sie in's Speisezimmer. Mrs. Gervoise war zu unwohl, um herunter zu kommen. Mr. Gervoise war jedoch, wie gewöhnlich, wohl und bei gesundem Appetit und an der Tafel gegenwärtig, Antony aber nicht. Beatrice fragte sogleich, wo er sei.

Ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen, klingelte Mr. Gervoise und fragte nach seinem Sohne, der bald erschien und in trotzigem Schweigen seinen Platz einnahm. Er sah blaß und unruhig aus. „Vielleicht soll es doch heute Morgen geschehen und er möchte lieber nicht gegenwärtig sein," dachte Beatrice bitter, „ja, es wäre angenehmer, nicht gerade zusehen zu müssen."

Das Mahl begann. Mr. Gervoise hatte seit Kurzem Beatricen bei Tische nie vorgelegt, heute that er es zum ersten Male wieder, sie dankte ihm, aber ob-

gleich sie mit der Gabel in dem Essen, einem französischen Fricassée, herumstocherte, aß sie doch nicht eher, als bis sie sah, daß er auch davon zulangte; dann genoß sie etwas davon, dachte aber dabei: „Er will mich daran gewöhnen, daß er mir vorlegt, damit ich es nicht sonderbar finde, wenn die Zeit kommt. Ich möchte wohl wissen, ob er das Gift schon hat.“

Mr. Gervoise ging nie aus. Mochte er nun Carnoosie lieben oder nicht, es konnte Niemand leugnen, daß er eine große Anhänglichkeit dafür besaß. Er schien sich innerhalb der Grenzen desselben ganz glücklich zu fühlen, aber an diesem Tage verlangte Mr. Gervoise offenbar nach einer Veränderung, denn er ging allein, und zwar zu Fuß, aus.

„Er kann es nicht wagen, das Gift aus der Nachbarschaft zu holen,“ dachte Beatrice, „aber freilich, wenn es keine Spuren hinterläßt —“

Mr. Gervoise blieb den ganzen Tag weg. Wo war er gewesen? Vielleicht in London, hin und zurück. Sein Fortgehen und seine Rückkehr stimmten mit den Courierzügen überein.

„Mr. Lamb kann vor morgen Abend nicht hier sein,“ dachte Beatrice, „vielleicht ist dann Alles vorüber. Warum entfliehe ich nicht aus diesem Hause?“

Es schien, als käme Alles zusammen, um den fürchterlichen Gedanken zu bestätigen, der sich ihres Geistes bemächtigt hatte. Mrs. Gervoise war sehr unwohl. Als Beatrice zu ihr hinaufging, mußte sie an der Thür von Mr. Gervoise's Studierzimmer vor-

über. Die Thür war angelehnt und sie erhaschte durch die Oeffnung einen Schimmer von ihm; er stand mit dem Rücken nach der Thür und mit dem Gesicht nach dem Fenster zu, und hielt eine kleine Phiole gegen das Licht, wie um sie zu untersuchen. Es war eine chemische Phiole und es war ein Zettel daran, den Mr. Gervoise, wie Beatrice sah, abriß. Weiter sah sie nichts; vielleicht hatte das Rauschen ihres Gewandes ihre Nähe verrathen. Er schloß die Thür und verriegelte sie sogar, wie Beatrice hörte.

Ihr Muth sank. Sie lenkte ihre Schritte um und ging in's Freie; sie mußte frische Luft schöpfen, obgleich ein feiner Herbstregen niederrieselte. Der Gedanke, um ihr Leben kämpfen zu müssen, entmuthigte sie. Sie fühlte sich erstarrt und leblos und fragte nach Nichts und Niemand.

Als sie so auf der Terrasse stand, kam Antony auf sie zu. Er warf ihr einen raschen Blick zu und flüsterte ihr im Vorbeigehen zu: „Sieh' dich vor!"

Beatrice hörte die Worte ganz deutlich und eilte ihm nach.

„Was sagtest Du?" fragte sie, seinen Arm ergreifend.

„Ich sagte nichts," erwiederte er keck.

„Du sagtest wohl etwas — Du sagtest, „Sieh' Dich vor!" ich frage Dich, was Du damit gemeint hast? Was sollte ich fürchten? Warum sollte ich mich hier, in meinem eignen Hause, vorsehen?"

„Du irrst Dich, ich habe nichts der Art gesagt.

Ich wüßte auch nicht, warum. Warum solltest Du Dich in Deinem eignen Hause vorsehen, wie Du selbst sagst?"

Seufzend ließ Beatrice seinen Arm los.

„Ich habe mich zum letzten Mal an Dich gewendet," sagte sie, „Du kennst weder Scham, noch Mitleid. Geh' Deinen Weg, wie ich fortan den meinigen gehen werde. Ich will lieber zehnmal sterben, als mich an Dich wenden."

Antony gab keine Antwort. Er ließ den Kopf hängen und ging, beschämt und niedergeschlagen aussehend, fort; Beatrice aber, die sich wieder stark und muthig fühlte, ging zu ihrer Mutter. Doctor Rogerson war bei Mrs. Gervoise.

„Wie finden Sie meine Mama heute, Herr Doctor?" fragte Beatrice.

Der Doctor machte ein ziemlich ernstes Gesicht.

„Ich finde sie aufgeregt und fieberhaft. Ich finde sie gar nicht wohl, Miß Gordon."

Beatrice sah ihn erschrocken an. War ihre Mutter gefährlich krank? Das Gesicht des Doctors schien dies zu bestätigen.

„Kommen Sie heute Abend wieder," sagte sie eifrig.

„Ich halte es nicht für unbedingt nöthig, werde es aber thun, wenn Sie es wünschen."

„Das thue ich," unterbrach sie ihn mit demselben Eifer. Es verlangte sie, mit ihm allein zu sprechen, sie wagte jedoch nicht, ihn hinaus zu begleiten, weil Mrs. Gervoise sie beobachtete.

„Liebes Kind,“ sagte Mrs. Gervoise, als er fort war, „Du wirst bald frei und alle Deine Sorgen werden vorüber sein; das Ende naht sich — ich fühle es — ich weiß es — habe nur noch eine kleine Weile Geduld; es wird bald vorüber sein.“

„Liebe Mama, willst Du mir das Herz brechen?“

„Nein, aber habe nur noch ein wenig Geduld. Als Du jetzt herein tratest, erschreckte mich Dein Gesicht — zanke Dich nicht mit ihnen, wenn Du es vermeiden kannst.“

„Geliebte,“ sagte Beatrice, ihre Hand ergreifend, „was habe ich gesagt oder gethan, um diese Worte zu verdienen? — weißt Du nicht, daß ich um Deinetwillen Alles ertragen werde?“

„Beatrice, ich bin feig; aber ich möchte nicht gern von Dir wegsterben — nun, weine nicht, Kind, ich will nichts weiter sagen — da, die Glocke läutet zu Mittag, gehe hinunter, sonst werden sie denken, ich schmiede mit dir Pläne gegen sie.“

Beatrice runzelte die Stirn. Ueberlieferte sie ihre Mutter unbewußt ihrem Schicksal? Sie sah die arme Frau an, die in der That sehr krank schien, und dachte mit trauriger Ueberlegung: Welche von uns wird wohl die Andere überleben? O, liebe Mutter, wenn Du wüßtest, welcher Art die Gefahr ist, von der ich Dir erzählte!“

Aber sie ging trotz alledem hinunter. Man wartete auf sie. Es schien, als ob Antony's Blick dem ihrigen nicht begegnen könnte. Mr. Gervoise war da-

gegen ganz besonders höflich. „Es sähe ihm ganz ähnlich mit Mordgedanken den Hof zu machen," dachte Beatrice.

Mr. Panel excellirte in Sole Normande (normännische Steinbutte) und Mr. Gervoise liebte dieses Fischgericht sehr. Beatrice erschrak über den Blick, den Antony auf die Schüssel warf, als der Diener sie präsentirte. „Ist dies das Gericht? — weiß er es?" dachte sie. Rasch legte sie etwas von der Schüssel auf Antony's Teller, der ihn sogleich und ohne ein Wort zu äußern, dem Diener hinreichte. Beatrice sah ihn fest an, er zwang sich, zu lachen und sagte:

„Diese zusammengesetzten Gerichte behagen mir nicht."

„Ich glaube, es ist ein Lieblingsgericht von Ihnen, Mr. Gervoise," bemerkte Beatrice und reichte ihm die Schüssel.

„Willst Du nichts nehmen?" fragte er.

Beatrice lächelte.

„Ich rühre selten Fisch an, aber ich will heute doch etwas davon essen," und sie langte sich davon zu, aber während sie es that, sah sie Vater und Sohn aufmerksam an. Antony beobachtete sie scharf, Mr. Gervoise sah sie gar nicht an, aß aber auch nicht; diesmal reizte ihn der Sole Normande nicht. Beatrice nahm eine Gabel voll, ließ sie aber unberührt schaudernd wieder fallen.

„Ich fürchte, Du bist nicht wohl," sagte Mr. Gervoise, „oder Du hast vielleicht keine gute Wahl ge-

troffen — erlaube mir, Dir dieses Stück vorzulegen."

„Danke sehr, ich habe an dem genug, was auf meinem Teller liegt."

„Nein, erlaube mir nur. Ich bin überzeugt, daß dies hier zarter ist."

Beatrice erlaubte ihm, ihr reichlich vorzulegen, dann stieß sie den Teller weg und sagte mit kalter Ironie:

„Ich danke sehr, Mr. Gervoise, aber diese Speise ist vergiftet."

„Vergiftet!" kreischte Mr. Gervoise, „gerechter Gott, sind wir vergiftet?"

Beatrice antwortete ihm nicht, sondern stand auf, verließ das Zimmer und begegnete, als sie dies that, dem verwunderten Blick des Dieners, der am Seitentisch servirte. Sie ging in ihr eignes Zimmer hinauf. Sie war durstig, krank und schwach, sie goß sich ein Glas Wasser ein, schob es dann von sich und leerte ihren Wasserkrug aus. Sie setzte den Hut auf, band den Mantel um, verbarg den Krug darunter, schlich leise die Treppe hinunter und ging in der grauen, feuchten Abenddämmerung nach der Quelle im Obstgarten. Sie hörte sie mehr als daß sie sie sah, zwischen dem Grase rieseln, kniete nieder und füllte den Krug mit dem reinen Wasser, dem unentweihten Schatze, und stahl sich dann leise, wie sie gegangen, wieder in's Haus. Als sie in ihr Zimmer trat, fand sie die Brownson, die Jungfer ihrer Mutter, darin, die mit einem Licht in der Hand neugierig auf den Toi-

lettentisch sah, von dem der Krug, den Miß Gordon immer mit Quellwasser dort stehen hatte, fehlte. Mit heuchlerischem Blick wendete sie sich, als sie Beatricen hörte, um und sagte eilig:

„Ich kam, um Ihnen zu sagen, Ma'am, daß Doctor Rogerson unten ist."

„Gut. Sage ihm, daß ich mich unwohl fühle, und bitte ihn, zu mir zu kommen, ehe er zu meiner Mutter geht."

Die Brownson ging und ließ das Licht stehen. Nicht eher, als bis Beatrice sie hatte hinunter gehen hören, schenkte sie sich ein Glas Wasser ein und trank es hastig aus.

Aengstlich und fieberhaft erregt wartete sie auf den Doctor. Es dauerte lange, ehe er kam, wenigstens schien es Beatricen so. Endlich klopfte es an die Thür, die Brownson trat ein und sagte:

„Erlauben Sie, Ma'am, hier ist der Herr Doctor."

Beatrice stand auf und gab sich Mühe, ruhig zu werden. Sie war überzeugt, daß Mr. Gervoise mit ihm gesprochen habe. Wollte sie ihn zum Mitschuldigen machen? Der Mann konnte erkauft werden, ließ er sich aber auch zu einem Verbrechen erkaufen? Sie sah ihn, ohne zu sprechen, fest an und ihr Blick zeigte so viel Mißtrauen und Abneigung, daß Doctor Rogerson roth wurde und mehr stammelte als fragte, wie sie sich befände.

„Ich fiebere und der Kopf thut mir weh," erwiederte Beatrice.

Der Doctor fühlte ihr an den Puls, stellte noch einige Fragen und verlangte von der Brownson, die noch im Zimmer stand, Feder und Tinte.

„Wozu?" fragte Beatrice.

„Um ein Recept zu schreiben, Miß Gordon."

„Ich verstehe — Brownson, verlasse das Zimmer. Doctor," fügte sie hinzu, als sich die Thür hinter ihr schloß, „Sie brauchen nichts zu verschreiben, ich werde nichts einnehmen, wenn Sie es mir nicht eigenhändig bringen. Von Ihren Händen werde ich es nehmen, sonst nicht."

„Miß Gordon!" rief Doctor Rogerson und machte, wie Beatrice glaubte, ein verlegenes, schuldbewußtes Gesicht.

„Ich habe es gesagt und ich wiederhole es. Ich bin unwohl, weil ich heute so gut wie nichts gegessen habe, und daß ich in meinem eigenen Hause nicht gegessen habe, kam daher, weil ich fühlte, daß die Speise, die vor mir stand, vergiftet sei. Sie war vergiftet, Doctor, ich sah es in ihren schuldbeladenen Gesichtern und ich werde keinen Tropfen Medicin anrühren, der durch ihre Hände gegangen sein könnte."

„Um's Himmels willen, Miß Gordon, denken, überlegen Sie, ehe Sie so schreckliche Dinge aussprechen!" rief der Doctor, blaß vor Aufregung, „reden Sie nicht so, besonders nicht gegen mich!"

„Und warum besonders nicht gegen Sie, Herr Doctor? — weil man Sie danach fragen wird, sobald Sie dieses Zimmer verlassen haben. Ich sage Ihnen,

ich kümmere mich um nichts mehr. Dieses Haus gehört mir und ich will mich nicht darin ermorden lassen, wenn ich es verhindern kann."

„Liebe Miß Gordon," bat der Doctor, „bitte, schweigen Sie, wenn nicht um Ihret=, so doch um meinetwillen. Denken Sie es, wenn Sie wollen — aber sprechen Sie es nicht aus, sagen Sie mir nichts."

Er zitterte von Kopf bis zu Fuß. Beatrice betrachtete ihn lange, ohne zu sprechen. Offenbar wußte der Mann etwas; wie hatten sie aber wagen dürfen, ihn in's Vertrauen zu ziehen? Es war unglaublich. Ihr Hirn fieberte, als sie das Geheimniß zu durchdringen suchte.

„Doctor," sagte sie endlich, „was wissen Sie? Was hat man Ihnen erzählt?"

„Liebe Miß Gordon, Sie nehmen doch nicht an — Sie können doch nicht denken —" hier schwieg der Doctor, unfähig, weiter zu sprechen; „in der That," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ich habe nichts zu sagen — nichts von der Art, wie Sie denken. Auf mein Wort, ich weiß nichts."

„Herr Doctor, ich überlasse es Ihrem Gewissen, wie Sie gegen mich handeln. Ich habe Sie nie beleidigt. Ich möchte Ihnen gern nützen, wenn ich könnte. Ich thue Niemandem Böses, Manchem Gutes, aber ich stehe zwischen den Habgierigen und ihrer Beute und ich soll aufgeopfert werden, wenn es ohne Gefahr geschehen kann. Ich wiederhole, ich überlasse es Ihrem Gewissen, und wie Sie jetzt gegen mich handeln, so

werden Sie und die Ihrigen eines Tages behandelt werden. Jetzt aber", fügte sie ruhig hinzu, „wollen wir zu meiner Mutter gehen."

Der Doctor verbeugte sich und sah gerührt aus, erwiederte aber nichts. Beatrice nahm das Licht und führte ihn in das Zimmer ihrer Mutter.

„Wovon hast Du mit dem Herrn Doctor gesprochen?" fragte Mrs. Gervoise eifrig, „was giebt es, Beatrice, was giebt es?"

Sie richtete sich auf und drehte ihre fieberhaften, glänzenden Augen von Einem zum Andern.

„Ich bin etwas unwohl, Mama," erwiederte Beatrice und mühte sich, eine heitere Miene anzunehmen, „und deshalb bat ich den Herrn Doctor, zuerst zu mir zu kommen. Wie geht es Dir aber? — wie befindest Du Dich?"

„Sehr sonderbar! — sehr sonderbar — durchaus nicht wohl. Ich wünschte, ich dürfte Ihnen ganz genau erzählen, wie mir zu Muthe ist, Herr Doctor."

„Gewiß, geehrte Frau." Er nahm Platz, hörte ihr zu, lächelte, schüttelte den Kopf, und als er sie angehört hatte, sagte er ruhig:

„Sie bedürfen Ruhe, geehrte Frau, geistige und körperliche Ruhe."

Sie war es, zu der er sprach, Beatrice aber, die er dabei ansah, und Beatrice verstand, was er meinte. Das Gemüth ihrer Mutter durfte nicht beunruhigt werden und Beatrice fühlte auch gar keine

Neigung ihr den dunklen Verdacht mitzutheilen, der sie hatte hungernd vom Tische aufstehen lassen.

Als der Doctor fort war — und er ging bald, mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wieder zu kommen, zwang sich Beatrice, obgleich sie müde und schwach war und fieberte, bei Mrs. Gervoise zu bleiben, ja sogar heiter und vergnügt zu sein, bis die kranke Frau einschlief. Dann schlich sich ihre Tochter leise fort und aß, sich in ihr Zimmer einschließend, einige Biscuits, die seit dem Morgen dort stehen geblieben waren. Welchen Verdacht sie auch haben mochte, der Stolz erlaubte ihr nicht, ihn gegen die Dienerschaft auszusprechen.

Es war spät, als sie einschlief, und spät, als sie am Morgen erwachte. Sobald sie angekleidet war, ging sie zu ihrer Mutter und war betroffen von der Veränderung, die sie an ihr wahrnahm.

Mrs. Gervoise versicherte, daß sie besser sei, aber die eingesunkenen Augen straften die Behauptung Lügen.

„Der Doctor war hier und sagte, daß ich nicht schlechter sei,“ sagte sie, da sie wahrscheinlich den erschrockenen Blick ihrer Tochter bemerkte.

„Und warum ist er fortgegangen, ohne mich zu besuchen?“ fragte Beatrice rasch.

Sie stellte diese Frage an die Brownson, die geläufig antwortete:

„Entschuldigen Sie, Miß, als der Herr Doctor

erfuhr, daß Sie schliefen, sagte er, dies sei besser als Medicin, und erlaubte mir nicht, Sie zu wecken."

Dies war eine beinahe zu plausible Entschuldigung.

„Geh' und sieh, ob er schon fort ist."

Die Brownson ging. Sie kehrte bald zurück. Der Doctor war fort, aber die Brownson brachte einen Brief mit, der wie ein Geschäftsbrief aussah und den Beatrice mit klopfendem Herzen öffnete, nachdem sie dem Kammermädchen befohlen hatte, das Zimmer zu verlassen.

Es war allerdings ein trauriger Brief. Mr. Lamb war gestorben und Mr. Lamb's Compagnon, der ihr die Nachricht mittheilte, fügte die Anzeige hinzu, deren Beatrice kaum mehr bedurfte, daß Mr. Mortimer seit zehn Tagen todt sei. Da Beatrice ausdrücklich verlangt habe, daß Mr. Lamb keinen Stellvertreter schicken solle, so wage Mr. Brown, sein früherer Compagnon und jetziger Nachfolger, nicht, nach Carnoosie zu kommen.

„Beatrice, was ist geschehen?" rief Mrs. Gervoise, die sich im Bett in die Höhe richtete und über den Ausdruck in Beatrice's Gesicht erschrak.

„Mein letzter Halt ist mir genommen," sagte Beatrice traurig, „Mr. Mortimer ist todt und Rosy ist meine Erbin und auch Mr. Lamb ist gestorben und kann nicht kommen. Ich bin allein, liebe Mutter, und muß den Kampf allein auf mich nehmen."

Mrs. Gervoise sank in eine so tiefe und an=

dauernde Ohnmacht, daß Beatrice ihre unvorsichtigen Worte bitterlich bereute. Als sie sich endlich wieder erholte, machte Beatrice ein heiteres Gesicht und sagte:

„Nun, liebe Mama, Du hättest mich doch besser kennen sollen, als daß Du auf meine Worte etwas gabst, jetzt hast Du mich erschreckt, und ich muß gehen und den Doctor holen.“

„Schicke nach ihm, liebes Kind.“

„Nein, Mama, ich muß selbst gehen.“

Ihr Ton war, wenn auch ruhig, doch sehr entschlossen. Mrs. Gervoise warf ihr einen klagenden Blick zu, wagte aber nicht, sich ihrem Fortgehen zu widersetzen.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Doctor Rogerson machte eben seine Gartenthür zu, als Beatrice den Weg entlang kam. Er erschrak, als er sie sah.

Lächelnd ging sie auf ihn zu und sagte:

„Die Welt dreht sich um, Herr Doctor, denn Ihre Patientin kommt zu Ihnen.“

Die Welt mußte sich allerdings umdrehen, wenn Doctor Rogerson beim Besuch eines Patienten, den er geheilt hatte, so aussehen konnte, wie bei Beatrice's Worten.

„Ich schätze mich sehr glücklich —“ fing er an.

„Dann straft Ihr Aussehen Ihre Worte allerdings

Lügen," unterbrach ihn Beatrice. „Doctor Rogerson, wie finden Sie meine Mutter? Mir kommt sie sehr krank vor. Ist Gefahr vorhanden?"

„Keine augenblickliche Gefahr — aber ich bin besorgt um sie."

„Kommen Sie wieder mit, Herr Doctor, sie hat eine Ohnmacht gehabt, seit Sie bei ihr waren."

„Miß Gordon, ich kann nichts helfen. Bei dem Leiden der Mrs. Gervoise hört die Kunst der Aerzte auf."

Beatrice's Lippen zitterten.

„Glauben Sie — glauben Sie, daß das Ende nahe ist?" fragte sie.

„Ich fürchte es, aber ich hoffe, daß ich mich täusche."

„Sie fürchten es und Sie haben es Mr. Gervoise gesagt — leugnen Sie es nicht — Sie haben es ihm gesagt. O, meine arme Mama, lebe noch lange, um ihre Anschläge zu Schanden zu machen."

„Miß Gordon —" fing Doctor Rogerson mit augenscheinlichem Unbehagen an.

„Herr Doctor, warum haben Sie mich heute Morgen nicht zu sehen verlangt?" unterbrach ihn Beatrice.

„Ich hörte, daß Sie schliefen und besser wären."

Sie heftete ihr dunkles, durchdringendes Auge auf sein Gesicht. Dann trat sie plötzlich auf ihn zu, ergriff seinen Arm und führte ihn auf die Wiese, auf der er und Mr. Gervoise die bemerkenswerthe Unterredung gehabt hatten.

„Nicht hier, Miß Gordon, ich beschwöre Sie!“ bat der Doctor.

„Wo denn da?“ fragte Beatrice in dem Tone Jemandes, der seine Beute nicht loszulassen entschlossen ist.

„Im Hause,“ erwiederte der Doctor aufgeregt und führte sie dorthin zurück.

Sie traten zusammen ein. Das vordere Wohnzimmer war leer, der Doctor führte jedoch Beatricen in ein kleines Hinterzimmer.

„Herr Doctor,“ sagte Beatrice, an der Thür stehen bleibend, wie um ihm jede Aussicht auf Flucht abzuschneiden. „Sie sollen dieses Zimmer nicht eher verlassen, bis ich weiß, was gegen mich im Werke ist. — Sie wissen es und sollen es mir sagen. Ich verspreche Ihnen im Voraus, daß ich Sie gegen alle üblen Folgen Ihres Bekenntnisses schützen werde, aber ich muß und will die Wahrheit erfahren. Wenn Sie ein Christ und ein Gentleman sind, müssen Sie zu meiner Rettung beitragen.“

„Miß Gordon,“ sagte der Doctor, „Sie sprechen, als ob ich Ihr Feind oder schuldig wäre, während Sie doch ohne mich heute nicht hier stehen würden.“

„So habe ich mich also doch nicht geirrt — Sie haben Ihnen das Gift verschaffen sollen?“

Doctor Rogerson's blasses Gesicht wurde dunkelroth.

„Es würde Keiner gewagt haben, gegen mich davon zu sprechen,“ sagte er zürnend, „und doch war

ich nicht überrascht, als ich Sie gestern davon reden hörte, es war ein Theil ihres Planes und Sie sind zum Unglück gleich in die Falle gegangen."

Beatrice sah ihn in stummem Erstaunen an.

Welche neue, ungeahnte Gefahr drohte ihr?

„Miß Gordon, Sie dürfen nicht übel nehmen, was ich Ihnen sagen werde," fuhr Doctor Rogerson fort, „aber Sie haben sich selbst in große Gefahr gebracht, und Sie können sich glücklich preisen, wenn Sie ihr entgehen, ohne vorher schwer für Ihre Unvorsichtigkeit gelitten zu haben."

„In Gefahr! In welche Gefahr?"

„In die Gefahr der Einsperrung in ein Irrenhaus," erwiederte Doctor Rogerson.

Beatrice sah ihn verwundert an und lächelte dann ungläubig.

„Mich als Wahnsinnige einsperren!" sagte sie mit tiefer Verachtung. „Herr Doctor, Sie wissen, daß ich nicht wahnsinnig bin."

„Ja, Miß Gordon, ich weiß es, und doch habe ich trotz alledem die Gewalt, Sie in ein Irrenhaus zu schicken, und ich habe es seit acht Tagen verweigert, den Befehl dazu zu unterzeichnen. Ich habe es verweigert, obgleich mir das Verderben drohte, wird es ein Anderer aber auch thun?"

So muthig Beatrice auch war, so zitterte sie doch bei seinen Worten vor Furcht. O! dies war tausendmal schlimmer als der Tod, diese langsame, Jahre anhaltende Qual und doch war sie, trotz des ersten

Schreckes, von der Unmöglichkeit einer solchen That überzeugt.

„Nein, Herr Doctor," sagte sie, „kein Mann wird den Befehl unterzeichnen, der mich dazu verurtheilte, lebendig begraben zu werden. Ich bin im vollen Besitz meiner fünf Sinne und es kann kein Schatten von Beweis gegen mich aufgebracht werden."

Doctor Rogerson schwieg.

„Gott stehe mir bei!" rief Beatrice in Verzweiflung. „Sie wollen doch nicht sagen, daß ich wahnsinnig sei?"

„Nein, aber sie könnten doch eine Untersuchung veranlassen und wenn sie es auch nicht dahin bringen, Sie einzusperren, so können sie Sie doch am Heirathen verhindern und daran, Ihre Einkünfte nach eigenem Willen zu verthun und zu genießen. Kurz, an allen Handlungen des bürgerlichen Lebens."

„Aber auf welchen Grund hin?" rief Beatrice verzweiflungsvoll, „auf welchen Grund hin? Ich bin bei gesunder Vernunft und kann es doch gewiß beweisen. Sie würden als Zeuge auftreten und sagen, daß ich nicht wahnsinnig bin; Sie würden auftreten und sie angeben."

„Miß Gordon, ich kann nicht vor Gericht erscheinen. Ich habe sie Ihnen verrathen — mehr werde ich nicht thun. Ich will nichts gegen Sie thun — mehr verlangen Sie nicht von mir."

Er sprach sehr mürrisch. Beatrice sah, daß noch mehr hinter seinen Worten steckte und Doctor Rogerson

nicht rein genug war, um das helle Tageslicht ertragen zu können.

„Sei es so," sagte sie erzürnt, „sei es so." „Ich werde ein anderes Zeugniß finden."

„Wessen Zeugniß?" fragte der Doctor. „Das der Dienstboten die von Ihrem Feinde bestochen sind; des Bedienten, der Sie hat sagen hören, die Speisen auf dem Tische wären vergiftet, der Brownson, die gesehen hat, wie Sie sich Wasser am Quell im Obstgarten holten, für den Fall, daß das in Ihrem Zimmer stehende vergiftet wäre, oder John's Zeugniß, der mitten in der Nacht Sie zu Mr. Stone begleitet hat, oder Mr. Stone's selbst, der von mir heraus zu bekommen gesucht hat, ob Sie wahnsinnig wären oder nicht — Gott weiß, aus welchem Grunde? Miß Gordon, Sie haben nie in Gesellschaft gelebt und verstoßen aus Unwissenheit oft gegen die Sitten und Formen derselben und dies nennt die Welt leicht Wahnsinn; dazu sind Sie excentrisch und unabhängig und, Sie verzeihen mir, daß ich es sage, eigensinnig. Alles dies wird gegen Sie vorgebracht, obenein kennt Sie Niemand, und Mr. Gervoise hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Sie für wahnsinnig auszuschreien. Sie haben natürlich nie davon gehört, aber in der Umgegend ist es allgemeines Gespräch. Ihre Ueberzeugung, daß Ihnen nach dem Leben getrachtet worden sei und die Unvorsichtigkeit, mit der Sie es ausgesprochen, haben Ihre Sache bedeutend verschlimmert. Ich sage nicht, daß es ihm gelingen wird, ich sage

nur, daß Sie in Gefahr sind und daß Sie einen harten Kampf zu kämpfen haben werden."

Beatrice hatte, so lange der Doctor sprach, das Gesicht zu Boden gesenkt; jetzt erhob sie es, es war blaß, aber entschlossen.

„Herr Doctor," sagte sie, lassen Sie mich Ihnen zuerst versichern, daß, obgleich Sie in dieser Hinsicht nicht ganz als mein Freund gehandelt haben, ich Ihnen für diese Warnung doch dankbar bin und Ihnen meine Dankbarkeit beweisen werde. Dann lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich Ihnen zeigen werde, was das gute Recht auch ohne Hilfe ausrichten kann. Es ist ein harter Kampf, der vor mir liegt, ich ahne und fühle es und doch, Herr Doctor, werde ich siegen — Sie sollen es sehen."

Sie öffnete bei diesen Worten die Thür und fand im Vorderzimmer Mr. Gervoise und seinen Sohn, die in diesem Augenblicke eingetreten waren. Antony's schuldbewußtes Zusammenfahren bei ihrem Anblick hätte schon allein Doctor Rogerson's Erzählung bestätigen müssen, hätte Beatrice sie bezweifelt, was nicht der Fall war, und sie handelte sogleich nach der von ihm empfangenen Belehrung.

„Mr. Gervoise," sagte sie, „ich habe einmal in meinem Leben eine grenzenlose Thorheit begangen und die war, daß ich Ihnen erlaubte, in meinem Hause wohnen zu bleiben, nachdem ich die gesetzmäßige Herrin desselben geworden. Betreten Sie es nie wieder; es wird Ihnen und Ihrem Sohne von nun an für immer

verschlossen sein. Keine Rücksicht wird mich in diesem Entschlusse wankend machen. Sie haben es auf mein Verderben abgesehen — vollenden Sie es, wenn Sie können! Ich werde Ihnen wenigstens nicht noch die Waffen leihen, um gegen mich zu kämpfen."

Hätten die blöden Augen des Mr. Gervoise die fabelhafte Gewalt besessen, die man dem Blick des Basilisken zuschreibt, so würde Beatrice diese Rede nicht überlebt haben. Er lächelte, stierte sie an und sagte:

„Du bist wahnsinnig, Miß Gordon, und ich werde es beweisen! Ich sage Dir, Du bist wahnsinnig, der Wahnsinn liegt in Deiner Familie und zeigt sich in Deinem Benehmen und Deinen Handlungen. Doctor Rogerson, Sie wissen, daß dies eine Wahnsinnige ist, und ich nehme Sie zum Zeugen, daß sie mich beschuldigt hat, ich wolle sie vergiften. Sie ist wahnsinnig — Sie sind wahnsinnig, Madam."

Er sprach in seiner vornehmen Weise, aber Beatrice hörte ihn mit ruhiger Stirn an.

„Leben Sie beide wohl," sagte sie, als sie über die Schwelle des Hauses und in den Garten hinaustrat. „Sie haben Carnoosie zum letzten Male gesehen."

Mrs. Gervoise seufzte vor Mattigkeit und Ungeduld, als Beatrice endlich in ihr Zimmer trat.

„Wo bist Du gewesen, Beatrice?" sagte sie verdrießlich, „warum hast Du mich allein gelassen?"

„Liebe Mama, Du weißt, daß ich zu dem Doctor ging, er kann jedoch jetzt nicht kommen."

Beatrice hatte auch eine telegraphische Depesche an Mr. Brown abgeschickt, aber das sagte sie ihrer Mutter nicht.

„Du hättest mich nicht verlassen sollen," sagte Mrs. Gervoise, „ich werde nicht mehr lange bei Dir bleiben!"

„Liebe Mama!"

„Beatrice, es hilft nichts – ich weiß es und Du weißt es auch. Klingle der Brownson, bitte."

Beatrice war froh, daß sie das Verlangen befriedigen und ihr Gesicht abwenden konnte. Sie klingelte; aber obgleich sie der Brownson beim Hereinkommen begegnet war, ja sogar mit ihr gesprochen und versucht hatte, sie zur Treue zu bestechen, so wurde dem Klingeln doch nicht Folge geleistet. Sie klingelte von Neuem, aber die Jungfer erschien nicht.

„Was hilft es nun, daß ich mein eigenes Mädchen habe," sagte Mrs. Gervoise grillig, „warum kommt sie nicht?"

„Ich werde gehen und nach ihr sehen," sagte Beatrice schnell.

„Das wirst Du hoffentlich nicht thun. Gewiß, Beatrice, das kommt Dir nicht zu, schicke Jemand von der Dienerschaft zu ihr."

„Nein, gute Mama, ich muß selbst gehen."

Ohne weitere Einwürfe abzuwarten, stand Beatrice auf und verließ das Zimmer. Sie lief in das obere Stockwerk, in dem die Dienstleute schliefen, und ging sogleich nach dem Zimmer der Brownson. Ohne

anzuklopfen trat sie ein und fand die Jungfer ihrer Mutter auf dem Fußboden knieend, beschäftigt, ihre Sachen zu packen. Beatricen fuhr ein so scharfer, tiefer Stich durch's Herz, als ob sie die Treulosigkeit einer treuen Dienerin und Freundin erfahren hätte. Die Brownson wendete sich um, als sie sie kommen hörte, und machte im ersten Moment ein verlegenes Gesicht.

„Warum willst Du ohne Deinen Lohn fortgehen?" fragte Beatrice, „warum willst Du Deine Herrin heimlich verlassen, als ob Du sie bestohlen hättest?"

„Ich kann mein Gepäck untersuchen lassen, Ma'am," sagte die Brownson auffahrend.

Beatrice machte eine verächtliche Bewegung.

„Du magst es zuschnüren und gehen, Brownson," sagte sie, „ich kenne Dich, Du verräthst den, dessen Brod Du issest. Du besitzest weder Aufrichtigkeit noch Rechtschaffenheit, aber Du bist zu schlau und gewitzigt, um zur Diebin zu werden. Gehe denn und nimm Deinen Lohn," fügte sie hinzu, das Geld auf den Tisch zählend, „laß Dir nur noch sagen, Brownson, daß ich die wahre Herrin von Carnoosie bin und daß die Rechtschaffenheit einen besseren Lohn gefunden haben würde, als der Verrath."

Die Brownson schien Willens, eine unverschämte Antwort zu geben, Beatrice brachte sie jedoch durch eine rasche, stolze Geberde zum Schweigen und ging zu ihrer Mutter zurück.

„Liebe Mama,“ sagte sie, „ich muß Dich jetzt bedienen. Die Brownson geht fort.“

„Du hast sie fortgeschickt. O, Beatrice, ich wünschte, Du hättest es nicht gethan — ich weiß, Du hast das Mädchen nie leiden können, aber ich versichere Dir, sie war sehr anstellig — ich wünschte, Du wärest nicht so voreilig.“

„Beste Mama, die Brownson geht aus eigenem Antriebe. Sie verläßt uns um Mr. Gervoise's willen. Es hilft nichts, wenn ich es Dir zu verbergen suche,“ fuhr Beatrice fort und sah ihre Mutter traurig an, „der große Bruch ist geschehen. Ich bin Mr. Gervoise heute Morgen bei Doctor Rogerson begegnet; ich habe ihm gesagt, daß er Carnoosie nicht wieder betreten soll, und habe den Dienstleuten verboten, ihn einzulassen.“

Mrs. Gervoise wurde leichenblaß und zitterte an allen Gliedern.

„Es ist um mich geschehen!“ rief sie, setzte sich in die Höhe und schlug die Hände zusammen, „er wird kommen und mich mit fortnehmen.“

„Nein, liebe Mama,“ entgegnete Beatrice, „Du bist sicher, ich bin es nur, die zittern und sich fürchten muß. Ja, Du hattest ganz Recht, als Du neulich Nacht zu mir kamst — eine große Gefahr droht mir und ich bin allein — allein und verlassen! Ich habe Niemand, der mir hilft oder mich vertheidigt!“

Der verzweiflungsvolle Ton, in dem sie diese Worte sprach, ging Mrs. Gervoise zu Herzen.

„Beatrice, meine arme Beatrice, was ist es?“ rief sie, „erzähle mir Alles.“

„Das muß ich auch,“ entgegnete Beatrice noch sehr betrübt, „die Zeit ist vorbei, wo ich glaubte, alle meine Sorgen und Kümmernisse für mich behalten zu können, Du mußt sie theilen, armer Liebling. Sie wollen mich für wahnsinnig erklären.“

„Aber Du bist ja nicht wahnsinnig!“ rief Mrs. Gervoise, „es ist eine Verschwörung!“

„Ja, Liebe, und eine, die schon lange gegen mich im Werke ist. Ich bin schon seit Jahren von Mr Gervoise für wahnsinnig ausgeschrieen worden und es scheint allerdings, daß ich manchmal sehr sonderbar bin; überdies, wer kennt mich denn? O, ich werde einen harten, sehr harten Kampf zu kämpfen haben und ich bin allein! Doctor Rogerson war ihr Werkzeug und wer weiß, ob er es nicht noch ist. Ich bin allein und wenn mir Gott nicht hilft, so bin ich verloren!“

„Gott helfe uns Beiden!“ rief Mrs. Gervoise in bitterem Kummer. „O, Beatrice, wird mir der Himmel je vergeben, daß ich diesen Mann geheirathet habe?“

Beatrice antwortete nicht. Sie hatte den Ellbogen auf das Knie und den Kopf in die Hand gestützt. Es war ihr so traurig — so recht von Herzen traurig zu Muthe und sie fühlte sich schwach wie ein Kind gegen ihre Feinde. Ach, sie hatte einen langen Kampf gegen sie gehabt, ihr Muth war erschöpft und fehlte ihr gerade in der Stunde, wo sie ihn am mei-

sten bedurfte. Der Schluß dieses Tages war nicht darauf berechnet, ihr Muth zu machen. Ob Mr. Gervoise den Versuch gemacht, in Carnoosie einzudringen, wußte Beatrice nicht, aber gegen vier Uhr Nachmittags verschwand der Thorwächter aus seinem Häuschen und wurde nicht mehr gesehen.

„Er ist vermuthlich ein guter Zeuge gegen mich,“ dachte Beatrice. „Ich bemerkte, daß mich der Mann scharf ansah, als ich ihm befahl, Mr. Gervoise nicht hereinzulassen — ja, der wird in der Untersuchung des Geisteszustandes der Miß Gordon von Carnoosie ein wichtige Rolle spielen. Ich glaube, ich habe ähnliche Aussagen schon gelesen. ‚Sie sah wild und aufgeregt aus‘ und so weiter. Ja, der wird ihnen recht sein.“ Andere waren als Zeugen vermuthlich eben so werthvoll, denn ehe der Tag vorüber war, verschwanden nach einander noch drei von den oberen Dienstboten. Nur John und einige Wenige, die wahrscheinlich nicht bedeutend genug waren, um bestochen zu werden, blieben zurück. Beatrice that ihr Möglichstes, um ihrer Mutter diesen unglücklichen Umstand zu verbergen, aber ein paar Worte, die John in Gegenwart der Mrs. Gervoise fallen ließ, verriethen es ihr.

„Selbst die Dienerschaft verläßt uns!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Beatrice, schicke nach Mr. Gervoise und schließe Frieden mit ihm.“

Beatrice lächelte traurig.

„Mr. Gervoise verlangt Carnoosie,“ sagte sie, „und einen anderen Preis wird er nicht annehmen.“

„Was sollen wir aber anfangen, Beatrice?“

„Das weiß der Himmel, meine arme Mama! Wenn das Gesetz die unparteiische Göttin mit den verbundenen Augen und den gleichstehenden Wagschaalen ist, was sollte ich da fürchten? Wenn die Themis aber bestochen und erkauft werden kann, wie Deine Kammerjungfer, wenn erkaufte Beredsamkeit und bestochene Zeugen vorurtheilsvolle Richter und Juristen überzeugen können, so ist unsre Gefahr allerdings groß! Ich weiß nicht, was ich thun kann, und dies ist eben das Schlimmste. Ich kann dem Angriff nicht zuvorkommen — das ist unmöglich. Ich muß ihn abwarten und werde hoffentlich, wenn die Zeit kommt, irgend einen Beistand gefunden haben. Die Aerzte werden entscheiden, daß ich nicht wahnsinniger bin, als meine Nachbarn. Mr. Brown wird hierher kommen und mir rathen können, aber ich habe kein Vertrauen zu ihm. Ich bilde mir ein, daß auch er erkauft ist und mich verrathen wird.“

Mrs. Gervoise gab keine Antwort. Sie konnte es nicht. Das Unglück war zu groß für sie, es überwältigte sie und raubte ihr alle Energie. Sie sah klagend ihre Tochter an, jammerte und rang die Hände, sagte und rieth aber nichts. Und Beatrice, die zu dem Himmel aufsah, den die Abendwolken verdunkelten, welche der blasse Mond vergeblich zu durchdringen versuchte, fühlte sich beinahe eben so schwach und hilflos, wie ihre Mutter. Ach! sie hegte Befürchtungen, die sie gar nicht zu äußern wagte. Der Ge-

danke verfolgte sie, daß sich ein zweiter Doctor Rogerson finden möchte, der durch wenige Zeilen von seiner Hand sie zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilen könnte. Ihre schwache Mutter würde über sie jammern, aber nicht einzuschreiten wagen, Gilbert würde es nicht erfahren, und wer sollte sich sonst unterfangen, gegen einen Mann wie Mr. Gervoise aufzutreten? Beatrice schauderte vor Entsetzen bei der Vorstellung eines solchen Schicksals. Sie dachte daran, das Haus sogleich zu verlassen, sich unter den Schutz einer Magistratsperson zu stellen, aber Scham vor dem Scandal des gerichtlichen Verfahrens hielt sie zurück. Dann machte der Gedanke an die unbewachten und unverschlossenen Thore ihr Blut sieden, wie leicht konnte da Mr. Gervoise und der Mann eindringen, der auf sein Geheiß die Herrin von Carnoosie mit weniger Ceremonie verhaften konnte, als wenn sie eine gemeine Diebin gewesen sei. Was hinderte sie daran, die Thore selbst zu verschließen? Nur die Nutzlosigkeit dieser Maßregel, das Gefühl, daß Schloß und Riegel keinen Schutz gegen ihren Feind boten. „Gott stehe mir bei," dachte sie wiederholt, „Gott stehe mir bei!"

Ja, Gott stehe dir bei, Beatrice, denn du bist im Netze der Spinne und die Maschen derselben halten dich fest.

Ende des dritten Bandes.

Leipzig,

Druck von A. Th. Engelhardt.

Kavanagh, Julia,

Beatrice Roman in vier Bänden von Julia Kavanagh

Bd.: 3

Leipzig 1865